

# *Strafsache van Geldern*

KRIMINALROMAN VON HANS HUAN

1  
MARK



EDITION ZULU-EBOOKS.COM

EDITION ZULU-EBOOKS.COM

– <https://zulu-ebooks.com> –

# Strafsache van Geldern

*Willi Vogel, der Ausbrecherkönig*

Kriminalroman

von

Hans Hyan

Im Deutschen Verlag - Berlin

# Strafsache van Geldern

Kriminalroman

von

Hans Hyan



---

Im Deutschen Verlag • Berlin

Am blauen, durchsichtigen Himmel zogen weiße Wölkchen friedlich von Osten nach Westen. Ein paar Schwalben schossen durch den Äther. Das und der Wipfel einer dunkelgrünen Kiefer waren das einzige, was Paulus van Geldern seit sechs Monaten, seit dem Beginn dieses Jahres 1931, von der Welt sah. Er stand in seiner hellgetünchten Zelle unter dem hohen Gitterfenster mit erhobenen Augen und blickte da hinaus durch das besonnte Rechteck, dessen Eisenstäbe in der Morgensonne glitzerten. Er dachte nichts. Seine Seele war hinausgeflogen in die leuchtende Weite, war eins und tief verbunden mit einer anderen, der er in Liebe ergeben war.

Hinter seinem Rücken rasselten die Schlüssel. Die wuchtige Eisentür ging auf, und der Aufseher, ein hoher, schlanker, blonder Mensch, stand in dem schmalen Türrahmen:

„Es ist Zeit, Herr van Geldern. Sie müssen zur Verhandlung!“

Van Geldern drehte sich langsam um. Er blickte durch den jungen Aufseher hindurch, als sei der Mann aus Glas. Er sah in diesem Augenblick schon den Schwurgerichtssaal vor sich, angefüllt mit Menschen, die gekommen waren, um seine Erniedrigung mitanzusehen, das Urteil über seine Schuld oder Unschuld zu hören.

Da richtete er sich mit einem Ruck in die Höhe, warf den Kopf mit dem kurzgeschnittenen dunklen Haar in den Nacken und trat an dem zurückweichenden Aufseher vorbei hinaus aus der Zelle auf die Galerie. Er ging schnell zur nächsten Eisentreppe, die er vor dem Aufseher hinunterlief, als wollte er entfliehen oder aber als könnte er nicht schnell genug diese letzte Station seines Golgatha erreichen.

Im Zentral stand der Oberaufseher Matthes, ein Mann in den Fünfzigern, der fast niemals sprach. Und dieser Schweigsame wandte sich zu Paulus van Geldern um mit den Worten:

„Schwere Stunde ... hm ... ja ... schwere Stunde ... Aber geht auch vorbei ... hm ...“

Van Geldern war stehengeblieben in der dienstlichen Haltung, die die Gefängnisnorm vorschreibt. Er sah in das starre graue Gesicht mit dem weißen Backenbart und nickte:

„Ich danke, Herr Oberaufseher!“

Dann schritt er hinüber zu dem großen Tor, das das eigentliche Gefängnis abschloß. In dem dämmrigen Korridor traf er den Geistlichen. Der drückte ihm stumm die Hand.

Und wie er eben das Gefängnis verlassen wollte, kam von draußen von dem sonnenhellen Gefängnishof herein der Direktor Doktor Stupp, ein jovialer Mann, immer bemüht, es seinen unfreiwilligen Pflegekindern so leicht wie möglich zu machen, wenn sie ihn nicht durch Widersetzlichkeit reizten.

Er hielt van Geldern an, der wieder stramm stand, und klopfte ihm lächelnd auf die Schulter.

„Wer ein gutes Gewissen hat, der braucht sich vor keinem Gericht zu fürchten! ... Na und Sie ... Sie haben's doch ... nicht wahr?“

„Jawohl, Herr Direktor!“

Die Stimme van Gelderns kam wie aus einem leeren Raum. Dann ging er weiter, der Aufseher immer hinter ihm, und trat auf den Gefängnishof hinaus. Er sah die Gärtnergehilfen in ihrem blauleinenen Gefangenenkittel, die da Gemüse pflanzten und Kartoffeln hackten, und ging, ohne daß er wußte, wohin, über den gelben Kiesweg dem roten Hause zu, das durch einen Gang mit dem Untersuchungsgefängnis verbunden war.

In dem großen Schwurgerichtssaal fiel durch die hohen, buntverglasten Fenster in hellem Farbenspiel das Sonnenlicht. Es sprühte über das Halbrund des grün bezogenen Tisches hin, an dem die neun Männer des Schwurgerichts schon Platz genommen hatten. Der Vorsitzende in der Mitte war ein kraftvoller Mann mit blondem Bart. Er hatte eine dröhnende Stimme, die er doch so dämpfen konnte, daß nur der Angeklagte, der aber mit um so größerer Wirkung, sie spürte.

Der Zuschauerraum war überfüllt. Mehrere Schupos flankierten die Tür und hielten das Publikum in Schach, das immer wieder hereindrängen wollte.

Eben öffneten die beiden Justizwachtmeister den hohen Saaleingang, und wie eine Welle flutete die Menge der Zeugen in den Saal, diesen plötzlich anfüllend und mit dem Summen ihrer leisen Unterhaltung belebend.

Landgerichtsdirektor Hallmann hob den blondbärtigen Kopf, der ohne ein Haupthaar in der Sonne glänzte, und klopfte mit dem großen Bleistift

auf die Tischplatte:

„Herrschaften!“ – ein Ausdruck, den er gern brauchte – „ich habe keine Zeit zu verlieren, und wir haben mindestens acht Tage mit der Sache angestrengt zu tun. Darum muß alles Überflüssige fortfallen! Zum Beispiel langatmige Auseinandersetzungen mit den Zeugen, Ermahnungen an die Zuhörer oder was weiß ich. Hier hat niemand ungefragt zu reden; aber wenn er gefragt wird, dann soll er gefälligst den Mund aufmachen und Rede und Antwort stehen! Ich meine 's gut mit jedem, der 's mit mir gut meint!“

Der Protokollführer, Referendar Lebermann, der zwischen dem Richtertisch und der Anklagebank seinen Platz hatte, ein kleiner, elegant aufgemachter Herr, nickte bedächtig und legte den gespitzten Bleistift ernst neben sich. Dann begrüßte er höflich den Ersten Staatsanwalt Doktor Malkenthin, der nicht aus dem Richterzimmer, sondern vom Korridor her durch die große Saaltür eintrat.

Der sehr magere, schwarzhäarige Herr mit dem Einglas im linken Auge trat sofort zu dem Vorsitzenden hin, wohl um ihm etwas Wichtiges zu sagen, als plötzlich alles, wie von einer elektrischen Schwingung erfaßt, zur großen Tür hinstarrte, durch die in diesem Augenblick, von zwei Justizwachtmeistern geleitet, der Angeklagte hereintrat.

Für einen Augenblick war nur das Summen einer großen Fliege, die oben an dem sonnenbunten Fenster hin und her surrte, im Raum.

Paulus van Geldern wollte in die Anklagebank treten, deren Gittertür der Justizwachtmeister vor ihm öffnete, als ihm der Vorsitzende gestattete: „Sie können da auf dem Stuhl“, er deutete mit breiter Geste hinüber, „vorläufig Platz nehmen!“

Dicht neben van Geldern, der sich wie automatisch niederließ, war die Rechtsanwaltsbank, neben der sein Verteidiger Doktor Joachim Vierklee sich mit Hans Lerse, dem Reportagechef von den „Berliner Allgemeinen Nachrichten“, unterhielt. Lerse brachte seinen dreieckigen Kopf mit der großen spitzen Nase dicht an das Gesicht des Rechtsanwalts heran: „Wie legen Sie den Fall, Doktor?“

„Absolut: Sieg!“

Lerse schüttelte den Kopf mit den großen abstehenden Ohren: „Platz! ... Höchstens! Ich wette keine zehn Mark, daß Sie den Mann frei kriegen!“

Vierklee hob das scharfgeschnittene Profil mit dem blitzenden Monokel und sah den Zeitungsmann ohne Antwort an. Sein schmaler

Mund, die nur ganz wenig gebogene Nase und das in seinem Weiß leicht getüpfelte Auge verriet nichts von dem, was in seinem Innern vorging. Dieser Mann in der schwarzen Robe, zu dem jeder kam, der seine letzte Karte ausspielen mußte, verschoß sein Pulver nicht vor der Schlacht.

Paulus van Geldern suchte auf den Zeugenbänken nach dem einzigen, das ihn in dieser Welt festhielt. Seine großen dunklen Augen gingen im Saal hin und her und fanden endlich auf der zweiten Zeugenbank ganz in der Ecke die Gesuchte. Sie saß, von ihrer Mutter gedeckt, und hielt ihr Tuch an die Augen. Plötzlich, als spüre sie seinen Anruf, ließ sie die Hand sinken und erhob ihr junges, achtzehnjähriges Gesicht zu ihm.

Sie gab ihm in diesem Augenblick alles, was sie ihm geben konnte, ihre ganze Seele, ihren Leib und ihr Leben. Sie behielt nichts für sich. Sie allein in diesem großen, von Menschheit brausenden Saal war bis zum Rande ihrer Seele erfüllt von dem Glauben an seine Unschuld.

Und es war Paulus, als strömten ihm neue Kraftquellen zu für den schweren Kampf, den eine Welt von rachgierigen Feinden ihm entgentrug.

In diesem Augenblick erhob sie sich und verließ mit ihrer Mutter und den anderen Zeugen auf das Gebot des Vorsitzenden den Saal.

Die beiden Sachverständigen, Professor Grolly von der Universität Greifswald und Doktor Rawenfleet von der Berliner Städtischen Irrenanstalt, machten sich mit dem Vorsitzenden bekannt.

Die Verlesung des Eröffnungsbeschlusses dauerte nicht lange. Es handelte sich darum, daß der Rechtsanwalt Paulus van Geldern aus Berlin und in Berlin wohnhaft hinreichend verdächtig erschien, am 5. Januar 1931 seine Ehefrau Martha, geborene Streckaus, in der gemeinsamen Wohnung in Westend bei Berlin, Quintenallee 17, ermordet zu haben.

„Bekennen Sie sich schuldig, Angeklagter?“

Van Geldern war, als seine Personaldata von ihm verlangt wurden, aufgestanden und vom Vorsitzenden belehrt worden, daß er sitzen bleiben könne. Trotzdem erhob er auf diese Frage seinen wohl einen Meter neunzig hohen Körper mit einem Ruck. Seine breite und hohe Brust trat hervor, als hätte er sie tief mit Atem gefüllt. Er hielt die Arme gesenkt, aber sie fielen nicht schlaff zu beiden Seiten herunter, sondern es war in ihrer leichten Krümmung die ungeheure Spannung, der stärkste Wille zur Abwehr. So sah er den Vorsitzenden an. Seine Stimme kam wie aus mächtigem Druck:

„Nein!“

Dann setzte er sich wieder, und das Duell zwischen ihm, dessen Beruf es war, Menschen in ihrem oft verzweiflungsvollen Kampf zu helfen, und zwischen dem, der die menschliche Gerechtigkeit verkörperte, nahm seinen Anfang.

„Wollen Sie uns jetzt einmal ruhig und mit allen Einzelheiten erzählen, was sich am 5. Januar 1931 in Ihrer Villa zwischen Ihnen und Ihrer Frau zugetragen hat?“

Der Angeklagte atmete tief: „Ich kam um drei Uhr aus dem Büro. Im Speisezimmer, in das ich eintrat, nachdem ich meine Frau vergeblich im ganzen Haus gesucht hatte, war der Frühstückstisch noch nicht abgeräumt. Ich bin ein von Hause aus ordentlich erzogener Mensch, und eine derartige Liederlichkeit ist mir tief zuwider. Ich will hierbei gleich sagen, daß die Bohème-Natur meiner Frau der erste Anlaß zu unserer Entfremdung war ...“

Der Vorsitzende hob leicht die Hand: „Darüber werden wir später Zeugen hören, die etwas ganz anderes bekunden ...“

Das Monokel von Joachim Vierklee funkelte wie ein Brennglas nach dem Gesicht des Vorsitzenden. Der parierte sofort: „Sie sind anderer Meinung, Herr Rechtsanwalt, und das entspricht Ihrer Funktion. Sie sollen auch nicht in der Bekundung Ihrer Ansichten von mir gehindert werden – ebensowenig wie Ihr Klient ... Also bitte weiter, Angeklagter!“

„Ich klingelte nach dem Mädchen, das ebenfalls nicht da war. Schließlich kam die Köchin. Es ist das die Minna Müller, die auch als Zeugin gegen mich auftreten wird und die meine Frau aus ihrer früheren Wirtschaft schon mit in die Ehe gebracht hat. Ich weiß aus den Protokollen, daß ich nun sofort in einer ganz zügellosen Weise auf meine Frau geschimpft und gedroht haben soll: ich würde ihr den Standpunkt bei ihrem Heimkommen einmal deutlich klarmachen! ... Und das wäre von Handbewegungen begleitet gewesen, die keinen Zweifel an meinen bösen Absichten ließen!“

Der Angeschuldigte pausierte einen Augenblick, und der Vorsitzende nickte.

Ohne zu diesen Behauptungen Stellung zu nehmen, fuhr van Geldern in seinem Bericht fort: „Ich bekam also schließlich ein paar Setzeier mit Bratkartoffeln. Das war mein Mittagmahl, nachdem ich frühmorgens um halb acht das Haus verlassen und, beruflich stark in Anspruch genommen, wie ich bin, seit dem Frühstücksbrötchen keinen Happen zu



mir genommen hatte. Ich bin ein wenig magenleidend, eben wohl durch das sehr häufig verzögerte und vergessene Essen, und gerate dann in eine gewisse Aufregung, die ich mich aber immer bemühe, meine Umgebung nicht entgelten zu lassen. Die Stutzuhr auf dem Kamin schlug grade halb, als meine Frau ins Zimmer trat. Sie war in großer Toilette und kam von irgendeiner mondänen Veranstaltung. Wenn ich nicht irre, war es ein Basar, den die Fürstin Haßfeld veranstaltet hatte.“

Die Hand des Vorsitzenden unterbrach: „Können Sie sich entsinnen, welche Toilette Ihre Gattin damals trug?“

Paulus van Geldern schien nachzusinnen. Ein unmerklich fragender Blick glitt zu Joachim Vierklee hin. Das scharfe, jetzt von einer gelblichen Röte überhauchte Gesicht des eben aufgestandenen Rechtsanwalts begegnete dem Auge des Klienten und gab Antwort: sprich, es ist ungefährlich!

„Müssen Sie sich das erst so lange überlegen?“ fragte der nicht ganz ahnungslose Vorsitzende.

Paulus van Geldern hatte seine Sicherheit wiedergewonnen. Er war nicht mehr der Angeklagte, er war der Anwalt des Beschuldigten und Angeklagter zugleich.

„Ich habe von jeher auf dem Standpunkt gestanden, Herr Vorsitzender, daß es unendlich falsch und gefährlich ist, einen Angeklagten auf gewisse Daten, Orts- und Zeitbestimmungen oder auf Äußerlichkeiten in seinen Bekundungen festzunageln. Wir Menschen haben alle ein so kurzes und leicht auszuschaltendes Gedächtnis, daß wir uns nur an wenige Ereignisse ganz deutlich zurückerinnern können.“

Der Vorsitzende hatte sich in seinem hohen Armstuhl nach hinten gelehnt, den Kopf auf dem Kragen blies er aus gespitzten Lippen die Luft von sich. Plötzlich aber senkte er den Kopf und sagte fast mit einem Anflug von Humor:

„Sie verkennen Ihre Rolle, Angeklagter! Sie sind hier nicht Verteidiger, wie Sie anzunehmen scheinen. Das ist Doktor Vierklee. Sie selbst sind der Angeschuldigte ... also verteidigen Sie sich, aber halten Sie keine metaphysischen Brandreden!“

Doktor Vierklee sprang ein: „Sie gestatten, Herr Landgerichtsdirektor: es kann nach der Strafprozeßordnung Abschnitt V § 243 dem Angeklagten nicht verwehrt werden, sich in der seinem Bildungsgrad und seinem geistigen Niveau entsprechenden Art zu verteidigen. Wenn mein Klient glaubt, darauf hinweisen zu müssen, daß es unendlich

schwer ist, selbst nach wenigen Tagen, sich an affektive Tatsachen zu erinnern, so liegt das durchaus im erlaubten Rahmen seiner Verteidigung. In dieser Anklage wegen Gattenmordes gibt es keine tatsächlichen Beweise. Nur Indizien gibt es hier ... reine Indizien! Wir alle aber wissen, welch eine unendliche Gefahr für die Gerechtigkeit hinter dem Indizienbeweis lauert! Der Angeklagte kämpft um seinen Kopf! Auch nicht eine Spur seines Verteidigungsrechts darf ihm verkümmert werden!“

„Ist ja gar nicht meine Absicht!“ lächelte Hallmann, „also weiter, wenn ich bitten darf, Angeschuldigter ... Wie war Ihre Frau an dem Tage angezogen?“

Die Journalistenbank gegenüber dem Platz des Angeklagten war doppelt gefüllt. Die Bleistifte spritzten stenographische Haken aufs Papier. Hin und wieder fragte einer der Reporter flüsternd den anderen. Aber der lehnte unwirsch ab: die Leser seiner Zeitung wollten nicht ein Wort dieses Verhörs verlieren!

Hans Lerse, der kraft seines wirklichen Könnens, aber auch durch sein unerhört scharfes Mundwerk stets der Spitzenreiter bei solchen Journalisten-Matches war, sah seinen Nachbar an und meinte leise: „Mit dem Vorsitzenden wird er's bald verdorben haben, der van Geldern – ich verstehe Vierklee nicht, soll ihm doch 's Maul verbinden!“

Dabei richtete er den Blick seiner kalten grauen Augen wie hypnotisierend auf den angeklagten Rechtsanwalt, der wirklich in diesem Moment hersah und mit jener Überempfindlichkeit aufs höchste gespannter Menschenseelen die Mahnung des Journalisten und ihre Richtigkeit zu begreifen schien.

„Meine Frau trug ein Chiffonkleid von Lindenblütenfarbe, in der damals schon langen Rockmode, mit vielen Falten und Zipfeln an Mieder und Rock. Dazu lange, goldgestickte, schwarzgrüne Lederhandschuhe und eine lichte Crêpe-Kappe auf ihrem dunklen Haar ...“

Der Vorsitzende nickte.

Aber Staatsanwalt Malkenthin erhob sich:

„Gestatten Sie, Herr Landgerichtsdirektor? ... Diese außerordentlich konkrete Angabe ist der Beweis, daß der Angeklagte an jenem Tage und selbst in der fraglichen Stunde in seiner Beobachtungskraft durch nichts getrübt oder erschüttert war. Ich selbst wäre nicht imstande, mit solcher Genauigkeit und nach so langer Zeit – die Tat ist doch jetzt über ein

halbes Jahr her! – nein, ich könnte durchaus nicht so detaillierte Angaben machen über das, was meine Frau damals anhatte!“

Hallmann sah nach rechts und links zu seinen beiden Beisitzern und den je drei Geschworenen hin, und auf allen diesen Gesichtern bemerkte er die absolute Zustimmung zu den Worten des Staatsanwalts.

Im Publikum war leises Raunen.

„Na, und, Angeklagter, was geschah dann weiter?“

Paulus van Geldern atmete wieder schwer:

„Ich kam mit meiner Frau in Streit.“

„Aus welchen Gründen?“

„Es handelte sich um Geld!“

„So ... na, ich glaube, bei dem Punkt müssen wir etwas verweilen ... Wie war denn Ihre Situation, als Sie sich verheirateten? – Ja, übrigens, wie lange waren Sie verheiratet?“

„Ein Jahr, Herr Vorsitzender!“

Hallmann sah den jungen Anwalt fest an, als wollte er gerade in diesem Moment keine Unwahrheit aufkommen lassen:

„Wie war Ihre pekuniäre Lage bei Ihrer Heirat?“

Aber Paulus dachte nicht daran, zu lügen:

„Ich habe damals viel gespielt ... und habe gesellschaftlich alles mitgemacht, wozu ich durch meine Klientel verleitet wurde. Es ist ja nicht unbekannt, daß es im wesentlichen Halbwelt war, die zu mir kam. Dadurch, ich meine, durch mein wildes, zügelloses Leben, bin ich in Schulden geraten und hatte recht unangenehme Wechselschulden.“

„Die Ihre Frau bezahlt hat, als Sie sie heirateten – – und jetzt frage ich Sie etwas, Angeschuldigter, was Sie mir auch dann beantworten sollen, wenn es Ihren Charakter in ein ungünstiges Licht setzt ... die Zeugen werden ohnehin ... ich meine besonders die Leumundszeugen – werden Sie gerade darin belasten!“

Van Gelderns Gesicht blieb unbewegt:

„Ich weiß das, Herr Vorsitzender! Ich täusche mich nicht darüber, daß ich zu der Zeit ein Leben geführt habe, wie ich es nicht hätte führen dürfen. Aber wenn mir die Anklage vorwirft, daß ich meine Frau nur geheiratet habe, weil sie meine Schulden bezahlt hat, so ist das –“

Van Geldern hatte sich erhoben und reckte, wie er es stets in Augenblicken des Affekts tat, die gewölbte Brust vor:

„– so ist das eine Lüge, Herr Vorsitzender!“

Er hatte das Wort laut in den Saal gerufen und fuhr ruhiger fort:

„Ich habe meine Frau sehr gern gehabt, ehe ich sie näher kennenlernte. Sie war eine charmante Person – solange sie nicht ihre Anfälle bekam. Was eine Hysterikerin bedeutet, das kann nur der ermessen, der Tag für Tag, Monat für Monat mit einer solchen Frau zusammengelebt hat. Streit ohne jeden Anlaß, zu jeder Tages- und Nachtzeit und kein Nachgeben. Ein ewiges, zermürendes Sichaneinander-Reiben. Um nichts! Um Dinge von solcher Geringfügigkeit, daß man's nicht glauben sollte! Die tieferen Ursachen allerdings ...“

Der Vorsitzende hob wieder die Hand:

„Ich will Sie ja nicht in Ihren Ausführungen beschränken, Angeklagter, aber für die Charakter- und Seelenanalyse der Prozeßbeteiligten oder Betroffenen stehen uns zwei Sachverständige von hoher Qualität in der Person dieser beiden Herren da zu Verfügung. Machen Sie mir die Freude und halten Sie sich streng an die Darstellung der Tatsachen!“

Paulus nickte sein Einverständnis:

„Ich habe auch meiner Frau das für mich verauslagte Geld – es waren etwas mehr als fünfzigtausend Mark – zu zwei Dritteln zurückerstattet ...“

„Das stimmt! Aus den sehr ordentlich geführten Büchern Ihrer Frau geht hervor, daß sie über dreißigtausend Mark zurückerhalten hat ... Im übrigen eine einwandfreie Buchführung – wie stimmt die mit der angeblichen Liederlichkeit Ihrer Gattin überein?“

„Herr Landgerichtsdirektor, es gibt Frauen, die wahre Musterbilder in ihrem geschäftlichen Leben und zu Hause in der Wirtschaft einfach unbrauchbar sind. Schon der Umstand, daß sie die nötige Zeit ...“

Hallmann winkte ab:

„Ich verstehe! Also Sie führten eine unglückliche Ehe, – es ist sogar zum Schlagen zwischen Ihnen beiden gekommen?“

„Ja, leider ... meine Frau geriet bei solchen Anlässen in eine derartige Erregung, daß sie jeden Gegenstand nach mir warf, gleichviel, ob es nun ein Buch oder ein Glas oder sonst irgend etwas war. Sie stieß mich mit den Füßen, kratzte und schlug auf mich ein, wenn ich sie nicht ganz energisch abwehrte.“

„Ich verstehe nur nicht, daß Sie das so lange mitgemacht haben! Ein Mensch, der Achtung vor sich selbst besitzt, trennt sich dann doch von der Frau! Um so mehr, als hier die Existenzfrage gar nicht ins Gewicht fiel. Ihre Frau hat, wie wir wissen, in ihrem Modeatelier recht erhebliche Einnahmen gehabt, und auch Sie waren ja trotz Ihrer Jugend schon ein großer Geldverdiener!“

Doktor Vierklee sah auf:

„Darf ich einmal unterbrechen, Herr Landgerichtsdirektor? ... Ich habe bei der Verhandlung gegen einen Mörder, die Sie, Herr Landgerichtsdirektor, so mustergültig geleitet haben, aus Ihrem eigenen Munde den prachtvollen Satz gehört: ›Der Vorsitzende ist nicht der Staatsanwalt! Wenn jener anklagt, soll der Verhandlungsleiter zugunsten des Angeklagten abwägen und schlichten!‹“

Der massige Mann in der Mitte des Richtertisches war einen Augenblick ganz still. Es schien, als denke er nach. Dann sagte er so offen und freimütig, daß jeder im Saal für ihn war:

„Sie haben ganz recht, Herr Doktor. Aber Sie müssen mir auch zugestehen, daß es für einen Menschen nichts Schwereres gibt, als gegen seine Überzeugung dem zu helfen, der für sein Verbrechen keinerlei Hilfe erwarten darf.“

Doktor Vierklee nahm das Monokel aus dem Auge und putzte mit einem gelbseidenen Tuch daran:

„Sie nehmen mit der Linken, Herr Vorsitzender, was Sie eben mit der Rechten gegeben haben! Aber man darf von niemand verlangen, daß er über seinen eigenen Schatten springt!“

Hallmann sah den Anwalt nachdenklich an. Dann zuckte er die Achseln und wandte sich wieder seiner Aufgabe zu.

Sie behaupten also, Angeklagter, daß Sie nach diesem Zank das Haus verlassen, dann ein Auto genommen hätten und ... na, erzählen Sie uns mal selber, was Sie nun gemacht haben!“

„Ich habe, wie Sie, Herr Vorsitzender, eben sagten, eine Autodroschke genommen und bin ziellos umhergefahren.“

„Was heißt ziellos?“

„Ich habe erst eine Adresse angegeben, und als der Wagen dort hielt, eine andere und so weiter. Ich weiß nicht, wie oft, auch nicht, wohin ich gefahren bin ... das weiß ich in der Tat nicht!“

„So! – Also Sie wissen nichts davon? ... Ja, das ist schlimm für Sie ... und das schlimmste ist, daß außer Ihnen auch niemand etwas davon weiß! Das Gericht ebensowenig wie Ihr eigener Anwalt. Wir haben uns alle Mühe gegeben, den Chauffeur herauszufinden, mit dem Sie damals gefahren sind.“

„Der Mann kann Berlin inzwischen verlassen haben ... er kann krank sein ... am Ende lebt er nicht mehr!“

„Und was kam nachher? Was taten Sie dann? ... Wo sind Sie damals ausgestiegen aus dem Auto, das Sie benutzten?“

Van Geldern hob die Schultern: „Ich kann mich nicht mehr entsinnen. Es ist, als ob über diese Stunde sich ein dichter Schleier gelagert hätte ... Ich weiß nur, daß ich vorher schon einmal ausgestiegen bin und, wie es leider meine Gewohnheit ist, wenn derartige Aufregungen über mich kommen, in einem Café am Bayrischen Platz eine Anzahl großer Kognaks getrunken habe.“

„Sie trinken im allgemeinen nicht?“

„Nein, sehr selten.“

„Aber an diesem Tage? Warum tranken Sie denn ... so unmäßig?“

Wieder die hebende Bewegung der Achseln und jener Blick aus den Augen van Gelderns, der über Menschen und Raum hinweg oder durch sie hindurch sehen zu wollen schien: „Ich kann es nicht sagen ... nein, und ich glaube, das weiß niemand, warum in solchen Momenten ein wahnsinniger Durst nach Alkohol den Menschen überfällt ... Richtig

besinnen kann ich mich erst wieder auf alles von dem Augenblick an, wo ich in Westend war und in die Villa getreten bin.“

„Sie waren doch mit dem Auto nach Berlin und in Berlin hin und her gefahren?“

Der Angeschuldigte nickte: „Ganz recht, Herr Vorsitzender ...“

„Na, wie sind Sie denn wieder nach Westend gekommen? ... Daran müssen Sie sich doch wenigstens erinnern!“

„Ich weiß es aber nicht, Herr Landgerichtsdirektor! ... Und ich kann nur das sagen, was ich weiß!“

„Sicherlich! ... Sie wissen aber leider recht wenig! ... Also Sie kamen in die Villa. Wir werden ja später einen Termin am Tatort abhalten müssen. Aber ich habe mir inzwischen die Umgebung schon einmal persönlich angesehen und kann Ihnen daher gut folgen, wenn Sie mir nun erzählen wollen, was alles und wie es sich von da an, ich meine, als Sie wieder zu Hause waren, was sich da nun abgespielt hat?“

Der Angeklagte richtete sich mit einem tiefen Atemholen auf: „Ich öffnete das unverschlossene Gitter und ging durch den Vorgarten die Verandatreppe hinauf, um durch das Eßzimmer, dessen Türen zum Balkon weit offen standen, in mein Studio zu kommen ...“

„Sie meinen Ihr Arbeitszimmer?“

Paulus sah den Vorsitzenden groß und mit leerem Blick an: „Ja ... ich meine mein Arbeitszimmer ... Dabei mußte ich durch den kleinen Salon, den meine Frau bewohnt. Und da – –“

Paulus ließ den Kopf sinken, ein Zittern lief über seinen Körper. Er mußte wiederholt zum Sprechen ansetzen, bis es ihm gelang:

„Meine Frau ... hatte eine so merkwürdige Vorliebe für Kissen und Polster ... alles lag voll davon in ihren Zimmern ...“ Er stockte. „Aber das ist ja ... nur ... wie ich eintrat, da lag sie auf einem Berg von Kissen ...“

Der Angeklagte atmete zwischen jedem Wort tief und schwer: „... mit dem Gesicht auf dem linken Arm, die rechte Hand seitwärts fortgestreckt, so lag sie da ... Die Knie waren unter dem Leib angezogen ...“

Totenstille.

„Ja“, sagte der Vorsitzende, die Luft gewaltsam aus dem offenen Munde stoßend, „ja, das stimmt alles, nur – war, die da so merkwürdig

am Boden lag, erstochen! Warum sagen Sie denn davon nichts, Angeklagter?“

„Ich kann nicht alles auf einmal sagen, Herr Landgerichtsdirektor. Zu dem, was Sie meinen, komme ich noch ... übrigens würden Sie mir es am meisten verargen, wenn ich jetzt hier ganz unbewegt meine damaligen Eindrücke schildern würde.“

„Ach so, Sie meinen: wird der Angeklagte rot, ist er schuldig, weil er ein schlechtes Gewissen hat – bleibt er blaß, ist er erst recht schuldig, weil alles von ihm abprallt! ... Nein, Angeklagter, so ist das nun nicht! Wenigstens da nicht, wo ich verhandle! Das Gericht und die Geschworenen empfangen – das dürfen Sie mir gern glauben – die richtigen Eindrücke schon und werden sie auch entsprechend verwerten!“

Bei diesen Worten bekam van Gelderns Gesicht etwas unglaublich Starres. „Ich habe den Eindruck, Herr Vorsitzender“, entgegnete er, „daß Sie selbst mein Urteil schon gesprochen haben. Wenn diese Verhandlung so weiter geführt wird, werde ich auf keine Frage mehr antworten!“

Doktor Vierklee erhob sich, trat an den Angeklagten heran und legte ihm, leise zuredend, die Hand auf die Schulter. Dann wandte er sich zu dem Vorsitzenden und sah ihn ohne ein Wort ruhig und ernst an.

Aber Hallmann sprach, als sei gar nichts vorgefallen, leise zu dem Landgerichtsrat Schnellpfeffer, um dann mit einer kurzen Wendung zu van Geldern in der Verhandlung fortzufahren:

„Ich möchte jetzt die vom Tatort und von der Leiche der Ermordeten aufgenommenen Fotografien bei den Geschworenen zirkulieren lassen.“

Vierklee erhob sich: „Ich widerspreche dieser Anordnung des Herrn Vorsitzenden auf das entschiedenste! Selbstverständlich kann die Staatsanwaltschaft und das Gericht das von Ihnen beigebrachte Material im Sinne der Anklage verwerten. Aber einer guten Gepflogenheit zufolge geschieht das meist nach der Zeugenvernehmung. Jetzt, in diesem Stadium, die Geschworenen schon mit den furchtbaren Eindrücken der Fotogramme zu belasten, heißt, ihre psychische Einstellung aufs ärgste beeinflussen ... und das erscheint mir nicht zulässig. Ich widerspreche dem also nochmals!“

„Ob meine Maßnahmen zulässig oder unzulässig sind, darüber bestimmen nicht Sie, Herr Rechtsanwalt! ... Um aber jeder Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, werde ich einen Gerichtsbeschluß herbeiführen.“



Das Gericht verschwand im Beratungszimmer. Der Staatsanwalt machte sich eifrig Notizen. Nach einer kurzen Weile kehrten die Herren zurück und verkündeten durch den Mund des Vorsitzenden: „Das Gericht hat beschlossen, da die Anordnung, den Geschworenen schon jetzt die Mord-Fotogramme zur Kenntnis zu bringen, durchaus innerhalb der Kompetenz des Verhandlungsleiters liegt, daß die Fotografien nunmehr zirkulieren sollen.“

Vierklee setzte sich, sprach leise mit dem Angeklagten: „Werden Sie nicht unruhig, lieber Kollege, und zeigen Sie ja keine Ängstlichkeit. Dieser merkwürdige Mann, der übrigens sonst ein Kind an Gutherzigkeit ist, muß irgendeinen ganz sonderbaren Komplex in bezug auf Ihre Sache haben. Wir müssen jedenfalls damit rechnen, daß Hallmann Ihnen nichts schenken wird.“

Paulus nickte mehrmals in ruhiger Bejahung:

„Ich fürchte mich nicht, Herr Doktor. Ich kenne den Herrn Landgerichtsdirektor und weiß, daß er letzten Endes ein untadeliger Richter ist.“

Die Stimme des Vorsitzenden kam wieder:

„Sie riefen nun die Dienstmädchen, Angeklagter, nicht wahr? ... Oder nein, wir wollen erst mal über die Waffe sprechen ... hier, bitte!“

Der Landgerichtsdirektor winkte einem der beiden Justizwachtmeister und ließ sich von dem Tisch neben der grünen Richtertafel, auf dem die Asservate lagen, ein Schwedenmesser reichen.

„Hier, Angeklagter, sehen Sie sich das Ding mal an! Sie werden nicht bestreiten können, daß die Waffe Ihr Eigentum ist?“

„Ich habe keine Veranlassung, Herr Vorsitzender, etwas zu bestreiten, was der Wahrheit entspricht. Der kleine Dolch ist oder er war vielmehr mein Eigentum bis ein paar Wochen vor dem Unglück. Ich habe ihn mir seinerzeit aus Kopenhagen mitgebracht, hatte ihn auf meinem Schreibtisch liegen, ohne mehr daran zu denken; bis ihn am einunddreißigsten Mai – an dem Tage ist mein Geburtstag – meine Frau zufällig nahm, einen Brief damit aufschneiden wollte und mich bat, ich sollte ihn ihr doch schenken. Was ich natürlich tat.“

„Natürlich! ... Was könnte man auch für eine plausiblere Erklärung dafür finden, daß sich die Waffe zufällig in Reichweite des Mörders befand, als Ihre Frau erstochen wurde ... Wir werden uns nunmehr mit dem Vorgang des Mordes eingehender zu beschäftigen haben ... Wie ich glaube, haben Sie, Herr Staatsanwalt“, Hallmann sah zu Doktor

Malkenthin hinüber, „den Wunsch, für diesen Teil der Verhandlung die Öffentlichkeit auszuschließen?“

Doktor Malkenthin erhob sich:

„Ich beantrage Ausschluß der Öffentlichkeit für die ganze Dauer der Verhandlung.“

Eine Bewegung, die Hallmann machte, zeigte, daß er seinen Vorschlag so weitgehend nicht verstanden wissen wollte. Aber dann erhob er sich mit seinem gewohnten Achselzucken, und das Neun-Männer-Kollegium verließ den Saal, kam nach dieser kurzen Förmlichkeit sofort zurück und verkündete:

„Die Öffentlichkeit ist vorläufig wegen Gefährdung der Sittlichkeit ausgeschlossen!“

Bei aller Angst vor der Strenge des Vorsitzenden lief der Widerspruch des Publikums murrend durch den Raum. Hallmann schlug mit der flachen Hand auf den Tisch:

„Ein bißchen schnell, Herrschaften! Oder sollen die Justizwachtmeister erst ihres Amtes walten?“

Nun leerten sich die Räume rasch. Die Presse blieb im Saal.

\*

Auf dem breiten Korridor vor dem großen Schwurgerichtssaal in der ersten Etage des gewaltigen Stiegenhauses war durch Schranken ein großer Raum abgeschlossen, in dem sich die Prozeßbeteiligten aufhielten; rechts und links in diesem Abschnitt waren Bänke für die Zeugen aufgestellt. Eine merkwürdige Gesellschaft, beinahe durchweg elegant und modern, wenigstens in ihrer Kleidung. Gute und schlechte Parfüme und ein nicht zu lautes, hastiges Getuschel und Geraune erfüllten den Raum. Über all diesen Menschen lag der schwer zu bestimmende Hauch jener Grenzregion, in der man nicht weiß, ob man jemandem freimütig die Hand entgegenstrecken oder sie besser in der Tasche lassen soll.

Eine kleine, blonde, grell geschminkte Frau, die so hübsch war, daß sie diese Malerei gut hätte entbehren können, in zartblauer Seide wie in einer lichten Wolke schwebend, stand neben einem blonden Riesen und sprach mit großer Heftigkeit auf ein Mädchen mit kupferrotem Lockenkopf ein.

„Ihr wißt doch, ich war Marthas beste Freundin! Mir hat sie alles gesagt!“

Die Kleine in Blau preßte die schmalen Hände betuernd an die Brust:

„Niemand weiß so genau Bescheid wie ich mit der ganzen Geschichte! Noch zwei Tage vorher war sie bei mir! Da hat sie mir gesagt: Hortense, sagt sie, er schlägt mich sicher noch tot. Es vergeht kein Tag, wo er mir nicht droht, daß er mich umbringen will!“

Die rote Loni, eine Wienerin, die es von der einfachen Maniküre in einem Jahr zur „großen Frau“ gebracht hatte, die bei der Auswahl ihrer Liebhaber das Flugwesen bevorzugte und selbst in tadellosem Looping durch den Äther schoß, sah ihre kleine blonde Freundin lächelnd an:

„Aber geh, Hortense! Der Paulus, den kenn’ mir besser! Da kannst uns nix erzählen! Der tuat doch kan Kinderl net weh ... Und die Martha? ... Wenn die net was zerbrechen und zerschlagen hat können oder wen was an’ Schädel schmeiß’n, dann war’s ihr do net wohl ...“

Die schwarzen Augen suchten Zustimmung bei dem blonden Gert, der aber in seiner fabelhaften Pomadigkeit lehnte jedes Urteil ab:

„Es ist alles nicht so wichtig, Kinder! Wichtig ist, wo wir nachher frühstücken werden, und wer heute abend mit mir ausgeht!“

Die Damen lachten, und auf ihr Gelächter kamen zwei Herren von der anderen Seite her. Der eine, ein berühmter Spieler, lang, schmal, hektisch, mit den Allüren des Grandseigneurs, und sein Freund, ein bekannter Herrenreiter, der auch schon in einem Spielerprozeß nur mit Mühe an der Anklagebank vorbeigeglitten war. Der lachte mit viel zu breitem Munde und flinkernden Augen:

„Zu dumm, den armen Kerl hier auszustellen wie eine Panoptikumfigur! Ich kenne van Geldern! Wenn der den Mord begangen hat, dann heiße ich Matz!“

„Und wie heißt du wirklich?“ fragte die rote Loni.

Alle lachten.

„Das sage ich nicht! Du kriegst es fertig und nennst mich laut beim Vornamen!“

Der lange Hasardeur schüttelte mißbilligend den Kopf:

„Mir scheint, es ist nicht der Augenblick, um Witze zu reißen ... da kämpft ein Mensch um sein Leben und um seine Ehre. Ich wünschte, ich könnte etwas für Paulus van Geldern tun. Mir scheint, der arme Junge hat eine schlechte Karte in der Hand ... er wird das Spiel hinwerfen müssen!“

„Seht ihr, das sage ich auch!“ Hortense Bernhardi fuchtelte mit ihren weißen Kinderarmen in der Luft. „Und es ist ihm ganz recht! ... Meine arme Martha!“ Das süße Gesichtchen schluchzte plötzlich laut auf.

Plötzlich kamen zwei ganz in Weiß gekleidete Frauen, einander sehr ähnlich, weshalb man sie auch „die Zwillinge“ getauft hatte, mit allen Gesten einer großen schrecklichen Neuigkeit herüber, und sofort verbreitete sich die Kunde, die schon durch die geschlossenen Türen des Schwurgerichtssaales gedrungen war: wie und unter was für grausigen Umständen Martha Streckaus ermordet wurde. Sie steckten alle die Köpfe zusammen, wisperten.

„Ja“, flüsterte die eine der beiden duftig hellen „Zwillinge“, „auf dem rechten Arm hat sie gelegen mit dem Gesicht ...“

Sie sprach französisch weiter ... Leise Schreie ertönten, als sei die Schlußnote eines grellen, herzerreißenden Musikstücks aufgeklungen und schwingte zitternd im Raum. Aus der Höhe der Riesenfenster goß die Sonne einen Schwall von Licht in das Stiegenhaus. Da war es, als trüge jedes Sonnenstäubchen diese entsetzliche Mär von dem Mord, den der Gatte an seiner eigenen Frau verübt haben sollte.

Der Justizwachtmeister hatte die große Pforte des Schwurgerichtssaales zum Korridor hin ebenso wie die hohen Fenster weit geöffnet. Der Tag war heiß, und im Saal hatte die Luft, schon jetzt um zwölf Uhr, wie ein Bleimantel auf den Menschen gelegen.

Die Öffentlichkeit wurde wiederhergestellt. Die Zeugen, die noch nicht aufgerufen waren und den Saal vorläufig nicht betreten durften, drängten zu der aus der Tür fallenden Helligkeit. Zuhörer kamen durch den Hintereingang, man hörte Scharren, Räuspern und Husten. Die Damen und Kavaliere auf der Galerie erschienen, und der Vorsitzende verkündete:

„Die Vernehmung geht weiter ... Angeklagter! Was können Sie uns über den Schmuck, den Ihre Frau in so reichem Maße besessen zu haben scheint, was können Sie uns darüber angeben?“

Es war, als wehe von irgendwoher aus dem Unbekannten und Unsichtbaren etwas an den Rechtsanwalt Paulus van Geldern heran. Seine Sicherheit und Festigkeit schien ins Schwanken zu kommen. Er dachte nach. Er besann sich, und als ihn der Landgerichtsdirektor wiederholt und weniger freundlich aufforderte, sich zu diesem Punkt zu äußern, meinte er sichtlich verlegen:

„Ich weiß nicht, ob ich Sie richtig verstehe, Herr Vorsitzender ...?“

„Ja, Sie verstehen mich schon richtig, Angeklagter! Aber hier ist die Ecke, um die Sie nicht herumkommen!“ Der starke, dicke Finger schlug wiederholt auf den Aktendeckel: „Machen Sie keine Ausflüchte, sagen Sie frei heraus, daß Sie diesen Schmuck an sich genommen und verkauft haben!“

Es dauerte immer noch Sekunden, bis van Geldern sprach. Aber man sah jetzt an seinem kampfentschlossenen Gesicht, daß er nicht mehr unsicher war. Er überlegte nur. Dann sagte er ruhig und bestimmt:

„Ich habe nichts zu verbergen, und ich werde nichts verheimlichen. Vergleichen Sie bitte die Protokolle, wie sie in meinen Verhören mit Kommissar Dammann zustande gekommen sind. Ich habe niemals etwas anderes gesagt als das, was ich jetzt sagen werde ...“

„Etwas viel Vorrede!“ brummte Hallmann. Aber die Worte erreichten van Gelderns Ohr kaum.

„Ja, meine Frau besaß viel Schmuck. Sie hat stets eine große Vorliebe für Brillanten und Edelsteine, besonders auch für Perlen gehabt. Und bei der Eigenart ihres Geschäfts ist sie wohl häufig in die Lage gekommen, statt Zahlung Schmuckgegenstände annehmen zu müssen. Daher stand sie mit verschiedenen Juwelieren – zwei der Herren sind ja als Zeugen geladen! – mit denen stand meine Frau in dauernden Geschäftsbeziehungen. Wieviel Schmuck sie gehabt hat, wie die einzelnen Stücke aussahen, das kann ich nicht sagen. Ich selbst habe nur eins, und zwar ein Perlenhalsband, in Händen gehabt. Und das habe ich“, der Angeklagte erhob seine Stimme und sein Gesicht zu den Gesichtern, „nicht nur mit Wissen, sondern in ausdrücklichem Einvernehmen mit ihr verkauft!“

Der Landgerichtsdirektor nickte langsam und träge mit seinem großen blanken Schädel, daß der blonde Bart sich an dem schwarzen Samtaufschlag der Robe rieb:

„Natürlich, Angeklagter, wie werden Sie denn auch ohne den Willen Ihrer Frau ein so auffallendes Wertstück verkauft haben, wo sie jedenfalls sehr gut auf ihre Sachen aufgepaßt hat! Aber die anderen Stücke, die – darüber kann uns die Direktrice Schneider volle Auskunft geben – die bestimmt am Morgen des Mordtages noch vorhanden waren, was ist damit geschehen?“

Und ehe van Geldern noch antworten konnte:

„Ich habe hier“, er klopfte auf das Papier, „eine genaue Liste. Danach sind geraubt: ein paar Boutons in ungefährem Wert von siebzehntausend Mark, ein Diadem über fünfzigtausend Mark, zwei Schmucknadeln mit großen Smaragden, minimal achttausend Mark, vier Perlenringe, die der Sachverständige zusammen mit zehntausend Mark bewertet –, wir wissen beinahe bei all den Sachen, wo sie her sind und was sie gekostet haben –, dann sind noch eine Agraffe, mehrere goldene Ketten und eine Uhr in Goldemail mit Diamanten –, wo sind diese Gegenstände?“

Der Angeklagte sah seinen Richter ernst und lange an:

„Das weiß ich nicht, Herr Vorsitzender! Ich habe diese Dinge kaum bei einer anderen Gelegenheit gesehen, als wenn meine Frau etwas davon trug. Ich habe mich auch nicht dafür interessiert, und ich habe auch nicht die leiseste Ahnung, wo der Schmuck nach dem Tode meiner Frau hingekommen ist.“

„Aber das wissen Sie, daß Sie die Perlenkette, die Ihnen Frau Streckaus zum Verkauf übergeben hat, nicht verkauft, sondern Ihrer Geliebten geschenkt haben?“

„Ich habe keine Geliebte, Herr Vorsitzender! Ich bin verlobt mit Fräulein Heerström. Ich hatte vor, das Perlenband zu verkaufen. Nun war ich damals durch ein hohes, sehr hohes Vertragshonorar und durch Spielgewinne in der Lage, die Perlen für mich zu behalten ... Den von meiner Frau geforderten Preis von achtundvierzigtausend Mark hat sie bei Heller und Pfennig bekommen.“

„Allerdings, das geht aus ihren Büchern auch hervor. Aber was wurde mit den Perlen? ... Na, antworten Sie doch! Sie waren ja nun Ihr wohlerworbenes Eigentum, Sie konnten ja damit machen, was Sie wollten!“

Paulus schwieg. Seine Augen suchten unwillkürlich die Stelle, an der vorhin Greta Heerström gesessen hatte. Er sagte:

„Ich betrachte diese Angelegenheit als eine reine Privatsache. Das Gericht hat das Recht, in einem solchen Prozeß den Angeklagten nach allem zu fragen. Aber kein Mensch auf der Welt ist verpflichtet, solche Fragen zu beantworten.“

Hallmann war ein wenig verblüfft. Er faßte sich aber schnell:

„No', da haben Sie recht! ... Bloß jede verweigerte Erklärung fällt auf den Angeschuldigten zurück. Wenn Sie über Dinge, die mit dem Mord innig zusammenhängen, ausdrücklich nichts sagen wollen, so steht Ihnen das frei ... Nur werden Sie sich nicht wundern dürfen, wenn das Gericht daraus Schlüsse zieht!“

Paulus van Geldern sah seinen Anwalt an, Vierklee schien ihn aufzufordern, er möchte sich doch seine Lage nicht unnötig erschweren. Aber in den Zügen des jungen Anwalts war eine so eisige Gleichgültigkeit, daß der gelbe Kopf mit dem großen Einglas mit leisem Neigen sich einverstanden erklären mußte.

„Ist Ihnen, Angeklagter, denn noch sonst irgend etwas bekannt, eine Tatsache, ein Umstand, dieser oder jener Mensch, der vielleicht zu dem Morde Beziehungen haben könnte? ... Sie sagen, Sie sind nicht der Täter?“

Van Geldern bewegte verneinend den Kopf.

„Geschehen ist die Tat aber, also muß einer der Täter sein! Und ich frage Sie nochmals: Haben Sie von irgendeinem Umstand Kenntnis, der

uns einen Fingerzeig geben könnte über die Person des Mörders?“

„Nein, Herr Vorsitzender!“

Hallmann stieß wieder die Luft aus und sah nach der Decke hinauf:

„Ich fühle mich verpflichtet, Angeklagter, Sie hier an dieser Stelle noch einmal zu fragen: Wollen Sie ein Geständnis ablegen? ... Es wäre ja doch möglich, daß Sie die Tat nicht oder nicht nur aus gewinnsüchtigen Absichten begangen hätten ... und ich brauche Sie, als geschickten Verteidiger, wohl nicht darauf hinzuweisen, daß die ganze Beurteilung dieses traurigen Geschehnisses anders wird, wenn Sie jetzt mit einem offenen Geständnis vor das Gericht hintreten.“

Langsam, abgemessen, fast feierlich kam die Antwort:

„Ich bin nicht im Sinne der Kirche gottesgläubig. Aber wie jeder denkende Mensch verehere auch ich ein hohes Wesen, eine Gewalt, die über uns entscheidet. Und bei diesem Glauben an das Unsichtbare, Allumfassende und Allgütige sage ich hier noch einmal und zum letzten Male, daß ich die Tat nicht begangen habe und daß ich nichts von ihr weiß!“

Irgendwo von der Galerie her kam es wie ein schluchzender Laut.

Doktor Malkenthin blickte, wie erschrocken, nach oben. Aber Hallmann kehrte sich daran nicht: „Mit seinem Schöpfer muß sich jeder allein auseinandersetzen, Angeklagter ... Ich habe meine Schuldigkeit getan und habe Sie noch einmal auf die Vorteile hingewiesen, die ein offenes Geständnis bietet!“

Er beugte sich zu den Beisitzern: „Es ist ein Uhr, ich glaube, wir legen am besten jetzt eine Frühstückspause ein. Die Vernehmung des Angeklagten zur Tat ist ja beendet. Nach der Pause kommen wir zu den Zeugen!“

Damit stand er auf und gab das Zeichen für die Richter und die Geschworenen, sich zurückzuziehen.

Der Erste Staatsanwalt, Doktor Malkenthin, blieb im Saal. Er saß eine Weile unschlüssig auf seinem Platz rechts oben beim Fenster und blickte hinauf nach der Galerie, die jetzt auch leer wurde, und sah dann hinüber zu dem Angeklagten. Der erwiderte den Blick. Und nach einigem Zögern stand Doktor Malkenthin auf und kam, die hohe magere Gestalt im Genick etwas gebeugt, langsam zu Paulus van Gelderns Platz.

Der neben dem Angeklagten sitzende Justizwachtmeister trat sofort respektvoll zurück, als der Erste Staatsanwalt den Angeklagten, der sich



erhoben hatte, bat, doch wieder Platz zu nehmen. Er hätte nur eine Frage an ihn.

Paulus, der alle im Saal überragte, blieb stehen und neigte sich nur ein wenig zu Doktor Malkenthin, der im Flüsterton sprach: „Ich habe es nicht fertiggekriegt, Herr Rechtsanwalt, Ihnen die dreitausend Mark, die ich Ihnen noch schulde, zurückzugeben. Und ich weiß wohl, daß ich unter diesen Umständen nicht an meinem Platz stehen dürfte. Aber das Eingeständnis dieser meiner Schuld bedeutet meinen Ruin, vielleicht mein Ende.“

Paulus van Geldern lächelte, und ebenso leise wie der, der ihn anklagen sollte, erwiderte er: „Sie sind mir nichts schuldig, Herr Staatsanwalt. Die dreitausend Mark, die ich Ihnen damals mühelos leihen konnte, weil ich sie eben erst gewonnen hatte, von denen ist keine Rede mehr. Ihr Schuldschein ist verbrannt, und aus meinem Munde erfährt niemand etwas. Ich möchte Sie nur um eines bitten: Nehmen Sie es sich ebenso fest vor, wie ich es mir selbst vorgenommen habe, und rühren Sie nie wieder eine Karte an! Im übrigen erwarte ich von Ihnen nichts anderes als Gerechtigkeit!“

Doktor Malkenthin stand noch einige Augenblicke mit gesenktem Kopf. Dann nickte er, wandte sich und ging an seinen Platz.

Zu van Geldern trat eben wieder Doktor Vierklee, der draußen rasch ein Glas Portwein zu seiner Frühstücksschrippe getrunken hatte: „Haben Sie keinen Hunger, lieber Kollege?“

„Nein, aber eine Zigarette möchte ich rauchen!“

„Kann ich Ihnen leider hier nicht vermitteln. Aber wenn Sie drüben in dem kleinen Richterzimmer ...“

Paulus schüttelte den Kopf: „Nein ... keine Vergünstigungen! Ich danke Ihnen. Wieviel Tage werden wir verhandeln, Doktor, was meinen Sie?“

„Eine Woche mindestens!“

„Dann werde ich solange überhaupt nicht rauchen ... ich fiebere nämlich ... aber ich habe ja dann Zeit, mich zu erholen.“

„Sie meinen, daß ...?“

Paulus nickte: „Ja! Jeder Angeklagte muß doch unmittelbar nach seinem Freispruch entlassen werden.“

Doktor Vierklee nahm die sehr große, merkwürdig spitzfingrige Rechte des Angeklagten in seine beiden viel kleineren Hände: „Gott

erhalte Ihnen diese Zuversicht! ... Aber ich bitte Sie noch einmal, wenn ich selbst auch unverbrüchlich von Ihrer Unschuld überzeugt bin, seien Sie nicht zu siegessicher! Sie haben, glaube ich, in diesem Saal außer mir keinen Menschen, der Ihr Freund ist!“

„Doch, einen ja!“

Und Paulus van Geldern lächelte wie einer, der aus der tiefsten Hölle mitten unter die jubelnden Engelchöre des Himmels tritt.

\*

Die Geschworenen genossen ihr Frühstück im Beratungszimmer. Die drei Richter hatten sich in das Amtszimmer des Landgerichtsdirektors zurückgezogen, und der jüngste von den drei Herren, Landgerichtsrat Ernemann, war hinausgegangen, um auf dem Korridor einen Bekannten zu begrüßen.

So saßen Landgerichtsrat Schnelppfeffer und Hallmann allein, aßen ihre belegten Brote und unterhielten sich. Nicht eigentlich über die Sache selbst. Hallmann hatte ein jüngst erschienenenes Buch in der Hand und zeigte dem Kollegen die fotografischen Abbildungen zu einem Fall, der sehr ähnlich zu liegen schien. Ein stellungsloser junger Mensch hatte seine ehemalige Geliebte ermordet und beraubt. Er hatte die Ergebenheit der Frau benutzt, um der Ahnungslosen eine Schlinge um den Hals zu legen und sie – scheinbar voller Zärtlichkeit – zu erwürgen.

„Die Sache ist ja auch in der Presse breitgetreten worden, es wird da allerlei geredet von abnormen Erregungszuständen, die leidenschaftliche Ausbrüche des Unterbewußtseins hervorrufen ... So sollen Mordtaten zustande kommen, die für den logisch Denkenden nichts anderes als Auswirkungen einer widerlichen Habsucht und scheußlichen Geilheit sind ... Ich bin der Überzeugung, daß, wenn sich die Justiz auf diese abschüssige Bahn locken läßt, wenn wir erst einmal damit anfangen, die sogenannten Absenzen, Rauschzustände und was weiß ich sonst, gelten zu lassen, dann – ja, dann ist der Tag nicht mehr fern, wo jeder Halunke ungestraft morden und Verbrechen begehen darf, wie er gerade Lust hat ...“

Er sah den Kollegen von der Seite an: „Sie schweigen sich wieder aus, lieber Schnelppfeffer, wie immer in solchen Fällen! Sind Sie etwa auch schon in das Lager dieser Menschheitsbeglückter oder vielmehr: Verderber hinübergewechselt?“

Der andere schüttelte seinen eisgrauen Kopf mit dem verrunzelten, aus erstorbenen Augen blickenden Gesicht. Aber er sprach noch nicht.

„Na, was ist los? ... antworten Sie doch!“

Es schien ihm Mühe zu machen. Endlich sagte er: „Ich beobachte und ich höre. Ich lese. Man muß alles kennen.“

Und schwieg wieder.

„Na ja, aber weiter! ... weiter!“

Der andere sprach, und es klang, als wenn Buchstaben kalt, traurig und trostlos, ohne Hoffnung auf ein Weiterkommen und Erlösen redeten: „Das Menschenleben ist nicht so wichtig, wie viele glauben! Wichtig ist allein der Bestand der Ordnung und der Gerechtigkeit. Die Formen können sich ändern. Der Inhalt nie. Wir Richter sind dazu da, auch die Formen zu bewahren. Der menschlichen Bestie den Beißkorb anzulegen, ohne den sie zum gefährlichen Raubtier wird.“

„Also, Sie meinen, eine Gerechtigkeit im eigentlichen Sinne gibt es nicht?“

„Als Ideal! Als Einbildung! Auch Phantasien sind wichtig. Nur nicht für den Richter, der den erhabenen Begriff der Staatshoheit verkörpert.“

Den Landgerichtsdirektor hatte es, wie so oft in der Gegenwart dieses Mannes, seltsam ergriffen. Er grübelte noch, als sich die Tür auftat und der andere Kollege, Landgerichtsrat Ernemann, eintrat.

Die Frühstückspause war zu Ende, und die Verhandlung begann von neuem.

Hallmann sprach zu dem Justizwachtmeister hinüber: „Die Zeugin Hortense Bernhardi!“

Das blaue Seidenkleidchen mit dem lockigen Kinderkopf darüber schwebte herein und trat an den Zeugentisch. Sie gab ihren Namen an und ihr Alter mit zweiundzwanzig Jahren.

„Sie sind mit dem Angeklagten nicht verwandt oder verschwägert?“

„Nein, Herr Präsident!“

„Also, Sie müssen Ihre Aussagen beedien. Sie müssen sich überlegen, ob alles das, was Sie hier aussagen, auch wirklich und wahrhaftig wahr ist. Wenn Sie etwas nicht ganz genau wissen, so sagen Sie es nicht. Sie dürfen keinen Augenblick außer acht lassen, daß Sie für eine falsche Aussage, auch wenn Sie sie aus Fahrlässigkeit oder ohne Ihren Willen machen – daß Sie dafür bestraft werden ... Haben Sie mich verstanden?“

„Ja, Herr Präsident!“

Die Kleine sah mit ihren großen blauen Augen voller Andacht zu dem mächtigen Manne hinauf.

„Also erheben Sie die rechte Hand ... Sie wollen doch den Eid in religiöser Form ablegen?“

„Ja, Herr Präsident!“

Herr Hallmann stand auf, und mit ihm erhoben sich alle, die in dem großen schweigenden Saal saßen.

„Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich nach bestem Wissen die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde – so wahr mir Gott helfe!“

Und mit einer Kinderstimme, Wort für Wort wiederholte die Zeugin die Eidesformel.

„Was können Sie nun zur Sache selbst aussagen?“

„Ich ... ich war die Freundin ... ich war Martha Streckaus' beste Freundin ...“

Der Vorsitzende nickte: „Weiter!“

Die kleine Frau atmete tief: „Ja ... ich ... ich ... sie hat mir erzählt, wie er sie gequält hat ...“

„Was hat sie Ihnen erzählt? Wer hat wen gequält?“

„Der Angeklagte ... van Geldern ... geschlagen hat er sie und mit dem Tode bedroht!“

„Haben Sie das selbst gehört?“ fragte der Vorsitzende.

„Nein. Aber Martha hat's immer wieder gesagt.“

„Aus eigener Wissenschaft können Sie nichts bekunden?“

Ängstlich hob Hortense ihre runden weißen Schultern.

„Waren Sie manchmal mit beiden Eheleuten zusammen?“

Hortense nickte. In ihren Kinderaugen schimmerte eine Träne.

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen hier. Es tut Ihnen ja niemand etwas. Wir müssen nur Unterschiede machen zwischen dem, was jemand von anderen erfahren und was er selbst erlebt hat. Nur das letztere ist wesentlich für den Prozeß.“

Die Blonde nickte hilflos.

„Also, daß der Angeklagte seine Frau mißhandelt, geschlagen oder beschimpft hat, das haben Sie selbst nicht miterlebt?“

Hortense schüttelte den Kopf.

„Dann setzen Sie sich bitte!“

Verzweifelt, daß sie so gar nichts hätte beitragen können, ihrer toten Freundin zu Recht und Rache zu verhelfen, huschte sie davon.

„Die Zeugin Minna Müller!“

Aber in dem Augenblick, als eine untersetzte Frau mit starken Hüften und hartem Mannsgesicht in den Raum trat, erhob sich Doktor Joachim Vierklee, baute sich vor dem Richtertisch auf und erklärte: „Ich muß Sie, Herr Vorsitzender, leider bitten, wiederum eine Pause eintreten zu lassen. Und ich fürchte sogar, daß wir für heute die Verhandlung nicht werden fortführen können. Mein Mandant ist von einem schweren Unwohlsein befallen worden.“

Hallmann erhob sich aus dem Sessel, blickte zu van Geldern hin, der in seinem Stuhl zusammengesunken, mit aschfahlem Gesicht teilnahmslos saß.

„Was haben Sie, Angeklagter? Was ist los?“

Paulus erhob sich mit sichtlicher Mühe: „Ich habe Fieber, Herr Vorsitzender.“

Und Vierklee vervollständigte die Erklärung: „Mein Mandant war, wie dem Gericht aus den Akten bekannt sein dürfte, beinahe drei Jahre Offizier im Kriege. Er war in der Türkei, in Mazedonien und hat dort schwer an Malariafieber gelitten. Nun hat er jetzt eben erst eine schwere Grippe überstanden. Und hat sich nur aufgerafft, um die Verhandlung zu ermöglichen.“

Hallmann ersuchte Professor Grolly mit einer höflichen Geste, und dieser bemühte sich sogleich um den sichtlich Leidenden.

Er wandte sich bald an den Vorsitzenden: „Ich kann schon nach oberflächlicher Untersuchung sagen, daß das Gericht heute die Verhandlung nicht wird fortsetzen können. Der Fieberanfall ist, das zeigt der Puls und der kollapsähnliche Niederbruch des Patienten, außerordentlich heftig. Wie mir der Angeklagte mitteilte, bekämpft er das Leiden schon seit drei Tagen durch starke Dosen Chinin. Und ich würde es für sehr bedenklich halten, den Patienten auch nur für kurze Zeit noch anzustrengen. Außerdem möchte ich bezweifeln, daß der Angeklagte noch verhandlungsfähig ist!“

Der Vorsitzende erhob sich. Er konnte eine leichte Verärgerung nicht ganz unterdrücken.

„Wir brechen die Verhandlung ab!“ Und zu van Geldern: „Ich denke doch, daß wir Montag werden fortfahren können?“

Der sah den Fragenden mit verlorenem Blick an. Dann nickte er. Stand auf, sagte mit einem gurgelnden Ton: „Ich bitte ... Wasser ...“ und brach neben seinem Stuhl zusammen.

Der Anwalt und die Gerichtsbeamten sprangen hinzu. Man hob den Ohnmächtigen auf und trug ihn hinaus. Zögernd verließ das Publikum den Schwurgerichtssaal.

Am Richtertisch, den die Geschworenen und Beisitzer schon verlassen hatten, stand der Landgerichtsdirektor zusammen mit Doktor Vierklee.

Hallmanns Gesicht hatte den Ausdruck des großen Richters verloren. Ein Mensch wollte sich rechtfertigen, der von einem anderen nicht mehr verstanden wurde.

„Sie wissen, Herr Rechtsanwalt, daß ich im allgemeinen durchaus kein drakonischer Richter bin! Der leidende Mitmensch ist, auch wenn er schuldig ist, für mich Gegenstand des Mitgefühls. Aber Ihr Klient hat nach meiner Empfindung wenig Anspruch darauf.“

„Mir ist offengestanden Ihr ausnehmend schroffes Vorgehen in diesem Fall völlig unverständlich, Herr Landgerichtsdirektor.“

Hallmann zögerte. Endlich sagte er, und unter seinen Worten spürte Vierklee merkwürdig fremde Erregung: „Wenn Mann gegen Mann kämpft, meinerwegen auch in verbrecherischer Weise, so kann ich das begreifen! Aber ein Mann gegen ein Weib ... eine Frau, die ihn obendrein liebt, und wenn sie zehnmal zänkisch und eifersüchtig ist – nein! Ich habe, als ich jung war, eine Verwandte gehabt, ein Mädchen von achtzehn Jahren, das ich gern hätte heiraten wollen. Sie wurde nachts auf dem Heimwege von ebensolchem Schurken ermordet ... in einer bestialischen Weise zugerichtet und zerfetzt. Und wenn ich zehnmal Richter bin und meine Pflicht wohl kenne, unparteiisch und gerecht zu urteilen, wenn ich auch weiß und es mir immer wieder vornehme, mich nicht durch menschliche und persönliche Einflüsse bestimmen zu lassen – über das komme ich nicht hinweg! Ein Mann, der eine Frau ermordet und ihr, wie hier, dabei Liebe vorheuchelt, der findet bei mir kein Erbarmen!“

Der große, starkgliedrige Mann wandte sich mit den letzten Worten ab. Seine Stimme hatte etwas Dunkles und Ungewisses, als er hinzusetzte: „Aber freilich! Der Verdacht, eine solche Untat begangen zu

haben, genügt nicht. Die Tat muß dem Angeklagten auch bewiesen werden!“

Es schien, als wollte Hallmann noch mehr sagen. Doch plötzlich, als habe er schon zuviel gesprochen, verabschiedete er sich.

Vierklee blieb mit verkniffenen Lippen stehen. Ausgerechnet! dachte er. Ausgerechnet! Und es war kein Zufall, daß er sich plötzlich an die Worte Hans Lerses erinnerte: Ich würde keine Mark wetten, daß Sie den Mann frei kriegen!

Die Ehe des Rechtsanwalts Paulus van Geldern war ein einziger grausamer Irrtum gewesen. Es hatte in seinem Leben eine Zeit gegeben, da ihn die Spielleidenschaft aus den Bezirken bürgerlicher Existenz zu reißen drohte. Er war damals in einer furchtbaren Not. Von zehn Seiten zugleich drängte man ihn zum Offenbarungseid. Keine Nacht konnte er es wagen, in seiner Wohnung zu schlafen. Die Termine mußte er durch seinen Vertreter wahrnehmen lassen. Immer war er auf der Flucht vor den Gerichtsvollziehern, die ihn in Schuldhaft stecken wollten.

In dieser Zeit tiefster Erniedrigung und Haltlosigkeit führte ihn sein Geschick Martha Streckaus zu. Diese Frau, die es als Inhaberin eines gutgehenden Modesalons zu einigem Vermögen gebracht hatte, machte ihm, wohl aus Gründen gesellschaftlichen Ehrgeizes, den Vorschlag, sie zu heiraten. Durch die Lockungen ihres überaus schönen Körpers und durch die erlösende Aussicht, durch ihr Vermögen aus größter Bedrückung heraus endlich wieder den Anschluß an sein früheres Leben zu finden, ließ sich Paulus betören und willigte kurz entschlossen ein.

Er konnte seine Schulden bezahlen, war wieder ehrlich vor sich und den anderen. Er verdiente wieder, er arbeitete ohne Sorge und Angst vor dem Morgen. Er lebte auf, und er war dankbar.

Aber die Ernüchterung kam schnell.

Er mußte bald feststellen, daß Martha ein hochgradig hysterischer, im innersten Kern seines Wesens schlechter und boshafter Mensch war. Sie hatte es in den beiden Monaten, die der Hochzeit voraufgingen, verstanden, ihre Hysterie zu zügeln und alles in sich zu unterdrücken, was ihrem Verlobten über ihren wahren Charakter die Augen geöffnet hätte.

Um so mehr ließ sie sich nach der Eheschließung gehen, und nun folgten in erschreckend schneller Steigerung eheliche Szenen, deren eigentlicher Ursprung Paulus zunächst unfassbar war, deren niedriges und unwürdiges Niveau ihn wehrlos machte.

Erst allmählich bekam er Klarheit darüber, daß solche Szenen, unabhängig von ihren jeweiligen Anlässen, Ausflüsse einer triebhaften Bösartigkeit waren, deren sich diese Frau in einer höhnischen Weise bewußt war.



Er gab es bald auf, sie bessern, erziehen, ändern zu wollen. Es war ein Beginnen, an dem ein Engel hätte verzweifeln müssen! Jede Ermahnung, jeder gute Rat, ja selbst die bescheidenste Bitte rief in ihr nur eine aus Wut und Frechheit gemischte Abwehr hervor ... So hatte er sie eines Tages gebeten – sie fing an etwas stark zu werden, und der Arzt hatte ihr eine bestimmte Diät vorgeschrieben –, das im Übermaß betriebene Konfektessen doch eine Zeitlang aufzugeben. Als er nachmittags in ihren Salon trat, hatte sie in den Geschäften der Nachbarschaft pfundweise Pralinen und Schokolade zusammengekauft und aß lächelnd, mit der Köchin schwatzend, was nur in sie hineinging. Minna saß neben ihr auf getürmten Seidenpolstern, bekam die erlesensten Bissen in den Mund gestopft, und beide waren nachher tagelang krank.

Die Feindschaft zwischen Paulus und seiner Frau war nach einem halben Jahr so weit gediehen, daß er sie nur noch verabscheute. Er vermied es tagelang, die Villa in Westend zu betreten. Blieb in seinem Büro in der Kronenstraße und schlief dort nachts auf dem Kanapee. Dann geschah es, daß Martha in aller Frühe bei ihm mit Nachschlüsseln, die sie sich hatte anfertigen lassen, einbrach. Die Szenen, die solchen Einbrüchen folgten, waren derart lärmend und widerwärtig, zerschlugen und zerhämmerten seine Nerven in einer so grausamen Weise, daß er den Rest des Tages über zu irgendwelcher Arbeit unfähig war.

Einmal aber wußte die Frau ihn doch in die Villa zu locken. Sie stellte das kostbarste Geschirr, wundervoll getriebene Teller, venezianische Gläser, Seltenheiten ersten Ranges, auf die orchideengeschmückte Tafel. Ließ vom Traiteur die teuersten Delikatessen kommen, spielte mit äußerstem Charme die Wirtin und legte ihrem Mann selbst das Gute vor; schenkte mit ihren schönen weißen Frauenhänden alten Champagner in die Kelche. Und als Paulus nun dachte, daß er einmal wenigstens eine ruhige Stunde allein mit seiner Frau verleben dürfe – klatschte Martha Streckaus in die Hände, und Minna Müller, die Köchin, Gesellschafterin, Ratgeberin und Vertraute in allen Dingen, erschien grinsend und nahm ungeniert am Tisch Platz. Paulus fühlte damals nicht mehr viel Abwehrsubstanz in sich. Er erhob sich und verließ wortlos das Haus.

Über die Beziehung der beiden Frauen zueinander war er lange im Zweifel gewesen. Martha hatte, so redselig sie sonst sein konnte, nicht die Eigenschaft, über ihr früheres Leben viel zu sprechen. Sie sprach auch über ihr augenblickliches Dasein wenig. Und allmählich begriff Paulus van Geldern, daß sie guten Grund hatte, den Schleier ihres unruhigen Treibens über Vergangenheit und Gegenwart auszubreiten.

Mit Minna Müller verband sie eine alte und berechtigte Freundschaft. Die Müller war fünf Jahre älter als Martha, sie waren in demselben Schneideratelier junge Gehilfinnen gewesen. Als Martha mit zwanzig Jahren Direktrice wurde, nähte Minna immer noch Knopflöcher und Säume. Sie hatte kein Talent für die Dinge der Mode, und die Geschäftsinhaberin verwandte sie daher viel lieber in der Küche, wo Minna recht eigentlich hingehörte. Sie kochte fabelhaft. Besaß eine Zunge für Speisen und Weine wie ein alter Gourmet und hatte ein gradezu teuflisches Vergnügen, die verwegenen Pasteten, Soßen und Ragouts zu erfinden. Martha, die gern gut aß, hatte, als ein Freund ihr die Einrichtung eines eigenen Geschäfts ermöglichte, ihre Freundin Minna natürlich mitgenommen. So lebten sie jetzt zehn Jahre zusammen, waren ein Herz und eine Seele, konnten keinen Tag ohne einander auskommen; schrieben sich, auch wenn Minna in der Küche kochte und Martha in ihrem Polstersalon lag, die merkwürdigsten Briefe, in denen sie sich mit tausend Schmeichelnamen nannten oder sich ordinär beschimpften. Es waren zwei unnatürliche, vollständig aus der Art geschlagene Geschöpfe, auf die der Begriff Frau oder Mädchen kaum noch zutraf.

So war Paulus van Gelderns Ehe beschaffen, als in sein Leben eine Wendung trat, die in ihrer Folgewirkung den letzten Rest von Versöhnlichkeit, Verstehen und geduldigem Ertragen in ihm zunichte machte.

\*

Er saß an einem schwülen Gewitternachmittag in seinem Büro, als ihm zwei Damen gemeldet wurden: Elsbeth Heerström und ihre Tochter Greta. Die beiden Frauen, besonders die ältere, machten einen bejammernswerten Eindruck und schienen nahe am Zusammenbrechen.

Paulus nahm sich ihrer sofort an, brachte Riechsalz, ließ Limonade holen und bekam es doch lange nicht fertig, zu erfahren, aus welchem Grunde ihn die Damen aufsuchten. Als er während dieser peinlichen Pause Greta Heerström ansah, wurde es ihm plötzlich erschreckend klar, daß er mit einer Frau verheiratet war, die er aus tiefster Seele haßte und verabscheute.

Die Augen des Mädchens, die so seltsam, fast unwirklich, unter den hellen Brauen standen, waren von Tränen verschleiert. Aber ihr süßer Glanz wurde dadurch nicht verwischt.

Während der ganzen nun folgenden Unterredung konnte er sich nicht von diesen Augen lösen, und als die Damen gegangen waren, stand er

unter dem beseligenden Eindruck einer einmaligen, schicksalhaften Begegnung. Fast erschrocken stellte er fest, daß er ununterbrochen das junge Mädchen angestarrt hatte, während seine Gedanken, wie gut geschulte Soldaten, führerlos ihrer Pflicht nachgekommen waren. Sie hatten den vorgetragenen Fall bis ins kleinste aufgenommen und geordnet, und Paulus war erschüttert, denn die Affäre, in welcher ihn die Frauen um Rat baten, war schlimmer als schlimm. Witwe und Tochter eines ehemaligen kaiserlichen Hofbeamten, der mit dem Ende der Monarchie, als könnte er dieses nicht überleben, einem Schlaganfall erlegen war – hatten die beiden Frauen in ihrer Mitte einen jungen Menschen, einen Sohn und Bruder, der ihnen das Leben zerbrach. Er war nach einem ersten Fiasko bei einem Verwandten als Verwalter eines Gutes tätig gewesen; dort brachte er es fertig, seinem Onkel das Korn vom Boden herunter zu verkaufen. Seine unsaubere Gesinnung kam wieder an den Tag, als man ihn irgendeiner Geschäftsabwicklung wegen nach Berlin schickte. Er fälschte Quittungen und Wechsel und erhielt die erste Strafe, allerdings noch mit Bewährungsfrist.

Aber das Abgleiten Edgar Heerströms vollzog sich unaufhaltsam mit grausiger Geschwindigkeit. Er wurde Mitglied einer berüchtigten Einbrecherkolonne. Bei der Verhaftung hätte er beinahe einen Beamten erschossen. Jetzt stand er unter der Anklage des schweren Diebstahls, Raubes und versuchten Totschlages.

Nie war Paulus van Geldern eine schwerere Aufgabe gestellt worden. Und noch nie hatte er so verzweifelt gewünscht, Erfolg zu haben mit der Arbeit, die er allein für Greta Heerström leistete. Für sie hatte er das Perlenhalsband, das ihm seine Frau überließ, verkauft. Und es war ihm gelungen, durch Geldopfer die beiden schlimmsten Ankläger Edgars still zu machen. Nur ein Teppichdiebstahl, bei dem er ein hinzukommendes Dienstmädchen über den Haufen gerannt hatte, und der glücklicherweise fehlgegangene Schuß auf den Nachtschutzbeamten standen zur Anklage. Van Gelderns Bemühungen war es gelungen, auch für diese gewiß nicht leichten Delikte eine verhältnismäßig milde Bestrafung zu erwirken. Da geschah das Furchtbare, Unerklärliche. Seine Frau wurde plötzlich unter mysteriösen Umständen ermordet. Und es war, als ob Martha Streckaus noch über das Grab hinaus fortfahren wollte, in unmotivierter Bosheit das Verderben in ihres Mannes Leben zu tragen. Die Spuren und Zusammenhänge ihrer Ermordung wiesen mit erschreckender Eindeutigkeit auf ihn.

So kam es, daß aus dem Helfer der Angeklagte Paulus van Geldern wurde.

Der Gefangene schlief so fest, daß er das Läuten der Morgenglocke überhörte und der hereintretende Aufseher ihn wecken mußte.

Mühsam aus einem nicht erkannten Traum sich lösend, setzte sich Paulus auf. Er war noch ganz verwirrt, aber er fühlte, daß der Fieberanfall vorüber war.

„Was ist denn, Herr Hansen?“

Der Aufseher mit dem jungen, gar nicht militärischen Gesicht nickte seinem Gefangenen zu: „Es ist Sonntag, Herr van Geldern!“

Der bewegte nachdenklich zustimmend den Kopf: „Sonntag – ja, ja, es gibt hier auch Sonntag!“

Der Aufseher trat näher an das Bett und sah mit einem guten, fast kindlichen Ausdruck zu dem Gefangenen nieder, der sich noch einmal ausgestreckt hatte: „So lange kann es ja nicht mehr dauern, Herr van Geldern ...“

„Nein, nein, jetzt bin ich ja bald frei!“

Ein Erschrecken lief über das Gesicht des blonden jungen Menschen. Er beherrschte sich aber schnell. Nickte, als sei er innerlich auch fest überzeugt, daß dieser Mordprozeß nur mit einem glatten Freispruch enden könnte. Aber sein Gewissen ließ ihm doch keine Ruhe: „Herr Rechtsanwalt“, zögernd kamen ihm die Worte, „haben Sie nicht auch schon mal jemand verteidigt, der unschuldig war ... wirklich unschuldig ... und der doch verurteilt worden ist?“

Mit jenem überlegenen Lächeln, das ihn um Jahre älter erscheinen ließ, nickte van Geldern: „Gewiß, ja, das kommt vor ... aber mit meinem Fall, das liegt doch anders! ... Das ist doch alles so sonnenklar! ... Sie haben gewiß gehört, daß der Vorsitzende gestern so ... so wenig freundlich zu mir war? ... Aber das sind rein persönliche Dinge ... das Urteil kann davon nicht berührt werden!“

Da wandte sich der Aufseher nach dem Fenster und dem braunen Schränkchen, das hoch an der Wand hing, und schloß die Tür, die Paulus in der Nacht offen gelassen hatte: War diese Zuversicht ehrliche Überzeugung oder wollte dieser Mann sich selbst damit den Nacken steifen?

„Sie werden es ja besser wissen, Herr Rechtsanwalt ... bei solcher Praxis, wie Sie sie haben ... aber ja“, er drehte sich rasch wieder zu van Geldern um, „weswegen ich eigentlich gekommen bin: der Herr Professor Grolly will Sie nachher aufsuchen.“ Der Wärter sah nach der Uhr: „Schon nach acht ... da kann er jede Minute hier sein!“

„Er ist schon da!“ sagte eine tiefe, klangvolle Stimme von der sich öffnenden Zellentür her, und ein schlanker, noch junger Mann trat herein, der hinter seiner Hornbrille den scharfen Blick auf den ruhenden Gefangenen richtete.

Paulus, der mit Erlaubnis der Gefängnisverwaltung seinen Schlafanzug trug, war mit einem Satz aus dem Bett. Er grüßte den berühmten Arzt militärisch stramm stehend. Der schüttelte den Kopf: „Nicht doch, Herr Rechtsanwalt! Ich bin ja kein Oberstabsarzt! Wir wollen uns auf Ihr Bett setzen, 'ne andere vernünftige Sitzgelegenheit sehe ich hier nicht ... so nun erzählen Sie mal was über sich selber!“

Paulus kannte derartige Explorationen im Gefängnis. Er hatte sie oft genug für seine Mandanten herbeigeführt. Aber jetzt, wo er selber das Objekt sein sollte, jetzt kroch ihm etwas wie ein heißer Schauer in der Brust empor. Ein Würgen im Hals beraubte ihn sekundenlang der Sprache. Er fühlte, daß sein Kopf sich rötete, und im nächsten Augenblick hatte er wieder Fieber. Aber der Schauer ging schnell vorüber, und die Selbstdisziplin, mit der er von Anbeginn seiner Gefangenschaft alle seine Funktionen regelte, gewann die Oberhand.

„Darf ich einige Fragen an Sie richten?“

„Bitte, Herr Professor!“

Sie saßen unweit voneinander auf dem harten Kissen der eisernen Bettstelle, und ihre Augen, beide klar und ruhig, hielten einander fest.

„Was war Ihr Vater? ... sein Beruf? ... seine Tätigkeit? ... sein Gesundheitszustand? ... Woran ist er gestorben, und was hat er für besondere Eigenheiten gehabt, die sich vielleicht auf Sie übertragen haben können?“

„Mein Vater war Bankdirektor. Er ist, ebenso wie meine Mutter, früh gestorben. Ich war damals noch nicht zehn Jahre alt. Erzogen wurde ich bei meinem Onkel, der ebenfalls Bankfachmann war ... Mein Vater war ein – ich habe ihn sehr liebgehabt und es liegt mir fern, eine Kritik an ihm zu üben – er war ein Lebemann. Man darf wohl sagen, daß er gern getrunken hat, besonders schwere Rotweine. Er starb an Gehirnschlag wenige Tage nach dem Tode meiner Mutter, die auf der Landstraße von

einem Lastwagen überfahren wurde. Ich erinnere mich, daß ich damals, obwohl ich, wie gesagt, erst zehn Jahre alt war, meinem Leben ein Ende machen wollte. Ich hatte beschlossen, mich aufzuhängen. Aber mein Onkel, der meinen Seelenzustand erkannte, hat mich davon zurückgehalten.“

Professor Grolly nickte bedächtig: „Sind Ihnen sonst Fälle von Selbstmord, von Wahnsinn, Schwachsinn oder überhaupt von schwerer psychischer Belastung in Ihrer Familie bekannt?“

„Nein, nicht daß ich wüßte ... oder doch, eine Schwester meiner Mutter ist ewig Kind geblieben. Tante Frieda hieß in der Familie nicht anders wie Kleinchen. Sie galt als geistig minderwertig.“

Der Psychiater machte sich Notizen: „Und Sie selbst, Herr Rechtsanwalt, haben Sie irgendeine außergewöhnliche Krankheit in Ihrer Jugend gehabt?“

„Ja, Herr Professor: Meningitis!“

„So ... hm ... wie alt waren Sie damals?“

„Das war gleich nach dem Tode meiner Mutter. Eine regelrechte Hirnhautentzündung, an der ich monatelang gelegen habe.“

„So ... und nachher, später, als Sie erwachsen waren? Vielleicht irgendeine Blutkrankheit?“

„Nein, Herr Professor, mit Ausnahme der erwähnten Kopfgeschichte bin ich in meinem Leben niemals krank gewesen. Nicht die kleinste Grippe; und wenn eine Erkältung, so habe ich sie jedenfalls kaum bemerkt ...“

Der Professor prüfte nun flüchtig die Reflexe an van Gelderns Knie und Auge: „Ihre Nerven sind trotz der doch gewiß nicht einfachen seelischen Erschütterung überraschend wenig irritiert.“ Er sah dem jungen Anwalt nochmals lange und prüfend in das von der Gefängnisluft ein wenig bleiche Gesicht: „Sind Ihnen in Ihrem eigenen Leben irgendwelche Besonderheiten, Abweichungen von der Norm aufgefallen?“

„Nein, Herr Professor. Ich bin, soweit ich mich im Vergleich mit anderen Männern beurteilen kann, ein durchaus normaler Mensch. Oder – aber das brauche ich vielleicht gar nicht zu erwähnen –“

„Doch, doch, gerade das, was die Patienten für unwichtig halten, das gibt dem Psychiater oft die allerwichtigsten Fingerzeige. Was wollten Sie sagen? Was ist Ihnen aufgefallen?“

Paulus sah – absichtlich oder nicht – an Professor Grolly vorüber, als er sagte: „... es ist auch schon ziemlich lange her, mindestens ein Jahr, daß es mir zuletzt passiert ist. Ich vergesse manchmal Dinge, und zwar derart, daß ich keine Ahnung habe, daß sie jemals vorhanden waren. Es kommt vor, daß die Erinnerung daran viel später wieder auftaucht. Aber ich habe den Beweis, daß ich auch gewisse Dinge vergessen habe, die nie wieder an die Oberfläche gekommen sind.“

Der Gelehrte zog die hohe Stirn in Falten. Er hatte seine Brille abgenommen und rieb sich die Augen:

„Das wären denn deutliche Gedächtnislücken, denen eine unvollständige oder überhaupt nicht einsetzende Erinnerung gegenübersteht.“

Paulus nickte mehrmals.

Dieselbe plötzliche Unsicherheit, die er im Gerichtssaal gezeigt hatte, als Landgerichtsdirektor Hallmann von dem geraubten Schmuck Martha Streckaus' zu reden begann, dasselbe ängstliche Taster zeigte sich jetzt wieder bei Paulus.

„Ist denn das so ... wie soll ich sagen? ... Ist das irgendwie bedeutsam, Herr Professor?“

Der machte eine abwägende Gebärde:

„Bedeutsam? Gott, wie soll man darauf antworten? ... Bedeutsam ist eben alles im Leben. Wir Psychiater sind uns längst darüber klar geworden, daß es häufig recht geringfügige Dinge sind, die Veränderungen und Verschlechterungen der menschlichen Hirnsubstanz ankündigen. Aber freilich, ebensogut können solche Symptome gar nichts besagen ... Sie haben jedenfalls nicht die geringste Veranlassung, sich irgendwie zu beunruhigen!“

Der Professor stand vom Bett auf.

Er reichte dem Angeklagten van Geldern die Hand und sagte: „Es ist eine nicht leichte Situation, in der Sie sich befinden; was Sie als Strafverteidiger ja selbst vollkommen begreifen und richtig übersehen werden!“

Auf Paulus van Gelderns Gesicht erschien wieder jenes Lächeln einer erschütternden Zuversicht.

„Wie meinen Sie das, Herr Professor!“

„Na ...“



Und ehe der Gelehrte weiter sprechen konnte, fuhr Paulus beinahe mit Humor fort:

„Ich muß an meiner Person, verehrter Herr Professor, das Monstrum eines Indizienbeweises *ad oculos* demonstrieren!“

„Immerhin müssen Sie zugeben, daß die Indizien, die gegen Sie vorliegen, recht umfangreich und sehr gravierend sind!“

„Ich leugne den Wert aller Indizien, soweit es nicht absolute kriminalistische Sachfunde sind. Die Indizienkette beruht meist zum überwiegenden Teil auf Zeugenaussagen. Und Zeugenaussagen sind und bleiben immer und ewig Fiktionen. Kein Mensch ist imstande, auch selbst gesehene Dinge, besonders wenn sie im Affekt wahrgenommen werden, so zu werten, so in sich aufzuheben und so wiederzugeben, daß sie der Wirklichkeit entsprechen. Wir empfangen einen Eindruck ... von außen oder von innen ..., den nehmen wir auf, verarbeiten ihn, geben ihm die Farbe unserer eigenen Individualität, vermischen ihn mit den Säuren und Salzen der eigenen Seele und reproduzieren so etwas, das der Wirklichkeit nahe kommen kann, das aber in den allermeisten Fällen ein Zerrbild der Tatsachen bleibt.“

Der Professor hatte nachdenklich zugehört. Er wandte sich halb nach der Tür, als er sagte:

„Sie mögen nicht unrecht haben. Vergessen Sie aber bitte nicht, lieber Herr Rechtsanwalt, daß das Theorien sind, nach denen heute nicht gerichtet werden kann. Vielleicht niemals, weil es nie möglich sein wird, Ersatz für die Zeugenaussage zu schaffen! ... Ich habe weder das Recht noch die Absicht, Sie von dem zu unterrichten, was mir in meiner Stellung als Sachverständiger in diesem Prozeß zu Ohren gekommen ist, aber ich darf und ich will Ihnen sagen: Sie sind wie einer, der nachts mit geschlossenen Augen auf einem Turmseil hin und her geht. Ein Anruf, eine falsche Bewegung kann Sie herunterstürzen lassen!“

Damit reichte er dem Gefangenen seine schmale kühle Rechte. Und es war Paulus plötzlich, als sei die ihm aus dem Unsichtbaren und Wesenlosen hinübergestreckt worden.

Die Gerichtsuhr schlug neun hohe, klingende Schläge, als Landgerichtsdirektor Hallmann die Verhandlung wieder eröffnete.

„Die Zeugin Minna Müller!“

Der Beamte im grüngrauen Rock kam nach vorn, an den Richtertisch:

„Fräulein Müller hat diesen Zettel geschickt!“

Er gab dem Vorsitzenden ein offenes Kuvert, aus dem Herr Hallmann ein mit wenigen Zeilen beschriebenes Briefblatt zog:

„Bin totkrank, kann nicht kommen. Minna Müller.“

„’ne lapidare Ausdrucksweise hat die Frau“, nickte Hallmann grimmig, „das Gericht wird beschließen ...“

Und nachdem es beschlossen hatte:

„Herr Justizwachtmeister! ... Es werden sofort zwei Beamte in die Wohnung der Müller geschickt! Sie ist unentschuldigt an Gerichtsstelle nicht erschienen, obwohl ihr die Wichtigkeit ihrer Zeugenaussage durchaus bekannt sein muß. Sie wird daher, falls nicht eine sichtbare Krankheit vorhanden ist, zwangsweise vorgeführt ... und das sofort!“

Er wandte sich zu dem Landrichter Schnelppfeffer, sprach leise mit ihm und rief dann:

„Ja, richtig: die beiden Kinder Mutmann und Berber ... Sie müssen sie oben aus dem Pflugschaftsbüro holen von Fräulein Doktor Rosalla ...“, und erklärend fügte er hinzu: „Es schien uns richtiger, die Kinder nicht in den Zeugenraum zu lassen. Bei Fräulein Rosalla sind sie jedenfalls besser aufgehoben!“

Doktor Vierklee sprach leise mit Paulus van Geldern:

„Die beiden Kinder werden Sie mit Bestimmtheit agnoszieren! Die kleine Alla Berber schildert den Mann, den sie und die Freundin in Ihr Haus haben treten sehen, mit einer so eindringlichen Deutlichkeit, daß gar kein Zweifel ist: sie muß entweder Sie selbst – entweder, sage ich, muß das Kind Sie selbst gesehen haben, oder man hat den Kleinen auf der Polizei Ihr Bild gezeigt ... und das nehm’ ich an! ... denn die Rose Mutmann sagt genau ebenso aus ... da kommen sie schon!“

Vierklee trat beiseite, und Paulus blieb ohne das geringste Anzeichen innerer Erregung auf seinem Stuhl sitzen.

Er sah sich die beiden kleinen Mädchen an, als sie bei ihm vorübergingen und ihn, ängstliche Neugierde auf den zarten Gesichtern, rasch anguckten.

Der Vorsitzende rief zuerst die kleine Berber an den Richtertisch, Rose Mutmann verließ mit der Pflegerin während Allas Vernehmung den Gerichtssaal.

„Also, mein liebes Kind“, es fiel ihm nicht schwer, wie ein Vater zu sprechen, „kannst du dich an den Tag im Januar erinnern, wo der Mord an der Frau Martha van Geldern passierte?“

Die Blonde nickte eifrig.

„Wie kommt denn das? Du bist doch erst elf Jahre alt, nicht wahr? Kannst du dich denn so lange zurückerinnern?“

Die Kleine, offenbar sehr intelligent, nickte wieder lebhaft: „Doch, Herr Vorsitzender. Am fünften Januar ist ja der Geburtstag von meinem Bruder. Und außerdem war es ein Sonnabend. Wir hatten Kälteferien und waren zu Hause. Das heißt, meine Freundin Rose und ich, wir fuhren mit dem Rodelschlitten die Philanderstraße rauf, um die Ecke in die Quintenallee hinein. Da ist gleich das zweite Haus Nummer siebzehn. Und wie wir da vorbeifahren, hält ein Auto, und da stieg ein Herr aus ...“

„Ein junger Herr?“

„Ja!“

„Und groß?“

„Ja, ziemlich groß!“

„War er blond?“

„Nein ... er hatte schwarzes Haar ... sehr dunkles ...“

„Das sahst du? Das hast du selber genau gesehen? Oder hat man es dir nur erzählt? ... Hat dich vielleicht jemand gefragt? ... Zum Beispiel so: ›Hast du gesehen, Alla, ob am Nachmittag um vier eine Droschke vor dem Hause Quintenallee siebzehn vorgefahren und ein Mann ausgestiegen ist, der so und so aussah?‹“

„Nein, Herr Vorsitzender, so war es nicht. Der Herr Reinert, der bei uns im Hause wohnt, der hat mich gefragt, und dem habe ich es erzählt. Und der hat es denn angezeigt.“

„Was denn? Was denn? Was hat er angezeigt?“

„Na, daß ich den Herrn gesehen habe um vier Uhr!“

Ein kleines Lächeln erschien auf dem Gesicht des Vorsitzenden. Zu seinen Beisitzern und den Geschworenen gewendet, sprach er, ohne den Unterton von Triumph in seiner Stimme verbergen zu können:

„Hier ist nun ein bißchen so was wie der Finger Gottes im Spiel gewesen! Der Herr Reinert, der in demselben Hause mit der kleinen Alla Berber wohnt, ist nämlich Detektiv. Wir werden ihn nachher wohl auch noch vernehmen. Und in dieser Eigenschaft hat Herr Reinert gearbeitet oder arbeitet noch für – den Angeklagten ...! Nun, liebe Alla, du wirst dich vielleicht auch entsinnen können, ob es an dem Sonnabend damals im Januar noch hell oder schon dunkel war?“

„Es war noch hell, Herr Vorsitzender, man konnte die Menschen gut erkennen. Und ich habe außerdem vorzügliche Augen.“

Herr Hallmann lächelte:

„Bist du auch so vorzüglich in der Schule?“

Die Kleine senkte ihren schönen Kopf und wurde rot: „Nein, Herr Vorsitzender. Mir fällt es schwer, aufmerksam zu sein.“

„Du bist es doch aber sonst ... zum Beispiel hier in diesem Fall, auf der Straße, da mußt du doch sehr aufgepaßt haben!“

„Ja, das interessierte mich!“

„Wieso? Wußtest du, wer in dem Hause Quintenallee siebzehn wohnt?“

„Ja, Herr Vorsitzender!“

„Habt Ihr vielleicht über die Familie van Geldern gesprochen?“

„Ich kannte Herrn Rechtsanwalt van Geldern!“

„Näher?“

„Nein ... mein Vater hat mal durch einen Prozeß mit ihm zu tun gehabt, und da grüßten sich meine Eltern mit ihm.“

„Mit Frau van Geldern auch?“

Die Blonde zögerte. Endlich schüttelte sie den Kopf.

„Hm ... hm ... über die Tote, die, wie du weißt, ermordet worden ist, ist in eurem Elternhaus gesprochen worden?“

Alla nickte.

„Aber nicht in sehr günstiger Weise?“

Zaghft leise kam ein „Nein“ von den Lippen des Kindes.

„Wie bist du nun mit dem Detektiv Reinert bekannt geworden?“

„Herr Reinert kennt meinen Papa auch. Ich weiß nicht, woher. Und eines Tages, da kam er zu uns und fragte, grade wie Sie, ob ich mich nicht daran erinnerte.“

„An den fünften Januar?“

„Ja!“

„Schön, mein Kind. Die Zeugin Rose Mutmann!“

„Einen Augenblick noch, Herr Vorsitzender“, bat Vierkle. „Darf ich ein paar Fragen stellen?“

„Bitte sehr, Herr Rechtsanwalt!“

Der Anwalt wandte sich an die kleine Zeugin:

„Du sagtest doch, Alla, daß du den Herrn Rechtsanwalt nur wenige Male gesehen hast?“

„Gesehen habe ich ihn öfter!“

„Aber gesprochen hast du ihn gar nicht? ... Sage mal, wie, von welcher Seite, kam denn das Auto, in dem der angebliche Herr van Geldern gesessen hat?“

„Wir kamen aus der Philanderstraße, aber das Auto kam von der anderen Seite.“

„Hm ... und es fuhr, wie gewöhnlich, rechts? ... Aber das Haus, wo es vorfuhr, also Quintenallee siebzehn, das liegt doch auch rechts, nicht wahr?“

„Jawohl, Herr Rechtsanwalt!“

„Und wo standest du und deine Freundin?“

„Drüben auf der anderen Seite!“

„Also gegenüber von dem Hause Nummer siebzehn, wo Herr van Geldern wohnt?“

„Ja ...“

„Du hast aber eben gesagt, das Auto fuhr direkt vorm Haus vor. Also standet ihr beiden kleinen Mädchen doch sozusagen hinter dem Auto! Wie konntest du nun sehen, daß der Herr auf der anderen Seite die Tür öffnete und dann doch offenbar mit dem Gesicht nach dem Hause zu die wenigen Schritte bis zum Gittertor ging?“

Ein spitzbübisches Lächeln flog um den Mund der Kleinen:

„Der Herr ist nicht nach der Seite der Villa ausgestiegen, er hat auf unserer Seite die Tür aufgemacht und sah uns an ... besonders mich! So daß ich schon dachte, er wollte etwas von mir. Und dann ging er vorn um das Auto herum in die Villa rein.“

„Und es war noch so hell, daß du ihn gut erkennen konntest?“

„Die Laternen brannten ja noch nicht. Und die werden bei uns immer sehr früh angesteckt ... Es war überhaupt ein heller Tag ... kalt, aber fortwährend Sonne.“

Kopfschüttelnd fragte Vierklee:

„Und so genau weißt du das alles noch? ... Ich muß gestehen, ich könnte mich nach so langer Zeit auf solche Einzelheiten nie besinnen. Aber nicht wahr, das ist ja alles nachher auf der Polizei und vielleicht auch bei euch zu Hause durchgesprochen worden?“

Das Mädelen, für sein Alter schon recht entwickelt, nickte altklug.

„Auf der Polizei auch?“ fragte der Anwalt nochmal.

„Ja. Die Frau Kriminalrätin, die uns vernommen hat, die sagte: sie müßte das doch ganz genau feststellen!“

„So. Ich danke dir. Ich habe keine Frage mehr an die Zeugin, Herr Vorsitzender.“

Während Alla Berber zurückging und sich auf der Zeugenbank neben Fräulein Doktor Rosalla niederließ, öffnete sich die Tür des Schwurgerichtssaals, und die beiden Schupowachtmeister, die Hallmann zu der erkrankten Minna Müller gesandt hatte, traten militärisch grüßend herein. Der eine baute sich an der Tür auf, während sein Kamerad festen Schrittes vor den Richtertisch trat:

„Meldung. Mein Kamerad und ich haben das Fräulein Müller aufgesucht und sie im Bett angetroffen. Sie hat sich vergiftet. Der Arzt war da. Aber sie war ohne Bewußtsein. Der Doktor will gleich herkommen und Herrn Vorsitzenden Meldung abstatten.“

Hallmann winkte dem Schupo, der grüßend zurücktrat. Dann sagte er, vor sich niedersehend, leise, aber doch hörbar:

„Das ist das zweite Opfer!“

Doktor Vierklee stand auf, schien auf diese Bemerkung heftig erwidern zu wollen, überlegte es sich dann aber und sagte nur:

„Die Verteidigung bedauert außerordentlich, daß grade diese Hauptzeugin der Staatsanwaltschaft vorläufig nicht vernommen werden

kann.“

„Nun, es steht zu hoffen, daß ... wir die Zeugin doch noch hören werden ... derartige Vergiftungen brauchen ja nicht immer tödlich zu sein!“

Hallmann wollte eben weiter verhandeln, als die hohe Saaltür abermals aufging und ein kleiner, bebrillter Herr mit lebhaften Bewegungen und einer bemerkenswerten Ungeniertheit in seinem ganzen Auftreten vor dem Gericht erschien:

„Doktor Meyer!“

„Was wollen Sie?“

„Ich bin der Arzt, der das Fräulein Müller behandelt!“

„Ach, das sind Sie?“

„Jawohl, das bin ich!“

Dieser merkwürdige kleine Vorstadtarzt schien von der Autorität des Gerichts keine überwältigende Vorstellung zu haben. Um so mehr war er von seiner eigenen Persönlichkeit durchdrungen.

Hallmann vereidigte ihn. Dann fragte er:

„Was haben Sie nun über den Zustand des Fräuleins Müller zu bekunden?“

„So was passiert alle Tage dreimal. Besonders da draußen in meiner Gegend ... Es wimmelt ja heutzutage von hysterischen Frauenzimmern ...“

Hallmann nickte ungeduldig. Der Arzt redete in seiner gemütlich-burschikosen Art weiter:

„Habe natürlich sofort den Magen ausgepumpt und ihr 'ne ordentliche Kampferspritze gegeben ... na, was man da so macht ..., denn sonst schläft sie mir am Ende ein und wacht gar nicht wieder auf ...“

„Wie lange kann denn das dauern, solche Vergiftung?“

Der kleine, bewegliche Mann, der die Glieder nicht einen Augenblick still hielt, hob Schultern und Arme:

„Das ist nie vorauszusagen, Herr Vorsitzender. Manch einer, der stark ist wie ein Pferd, liegt drei Tage danach wie in der Narkose. Kleine und zarte Puppen, die nach gar nichts aussehen, die halten durch wie Gott weiß was ... aber ich glaube, zwei oder drei Tage, dann haben Sie sie hier und können sich Märchen von ihr erzählen lassen.“

„Wieso? Was wollen Sie damit sagen?“



Doktor Meyer spreizte die Hand abwechselnd und schloß sie wieder:

„Ganz einfach: solche Hysterikerin erzählt die tollsten Sachen, und jeder glaubt, daß es wahr ist, was sie sagt ...“ Er lachte kurz auf: „Dabei ist alles Schwindel ... lauter blödsinniger Schwindel.“

Im Zuschauerraum wurde leises Lachen hörbar. Der Vorsitzende sah mit einem strengen Blick hinüber und wandte sich wieder an den Arzt:

„Danke schön, Sie können gehen ... aber wir müssen Sie jederzeit erreichen können ...“

Der Doktor verbeugte sich mehrmals tief:

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Vorsitzender!“

Hallmann winkte mit der Hand, und Doktor Meyer wollte im Geschwindschritt, sich noch rasch ein paarmal umschauend, den Saal verlassen. Als er schon die Klinke der Tür in der Hand hatte, blieb er plötzlich stehen, drehte sich um und rief:

„Ach, da hätte ich ja beinahe die Hauptsache vergessen: die Müller hat mir ja 'nen Brief mitgegeben für das Gericht.“ Er raste förmlich wieder an den Richtertisch und holte im Laufen ein Papier aus der Rocktasche, das er dem Vorsitzenden reichte.

„Ich denke, die Minna Müller war besinnungslos, Herr Doktor?“

„Ja, das war sie auch. Ja, natürlich! Aber der Brief lag schon fix und fertig da! ... Hier lesen Sie doch mal, Herr Vorsitzender! Steht ja drauf: ans Gericht.“

Hallmann betrachtete den Arzt immer wieder, wie man eine naturhistorische Merkwürdigkeit ansieht. Kopfschüttelnd riß er das Kuvert auf und las nach kurzer Durchsicht laut den Inhalt des Briefes:

„Ich kann nicht länger leben – meine Martha ruft mich – aber in meiner Todesstunde verfluche ich ihren Mörder – Paulus van Geldern.“

Eine Stille, als sei plötzlich jedes Leben in dem großen menschenvollen Raum erstorben. Dann hörte man im Zuschauerraum ein Murren und Brummen, als wenn Irre aus tiefem Schlummer erwachen. Und wie ein einziges Riesenauge richtete sich alles Schauen aus der dichten Menge auf Paulus van Geldern. Der empfand diese wutdrohenden Blicke wie einen körperlichen Anprall. Sie wollen dein Leben, dachte er bei sich. Und ein schlimmes, aus Angst, Trotz und Widerstand gemischtes Wehgefühl überkam ihn. Sein Kinn wollte auf die Brust sinken, aber die Angst, man könnte darin ein Eingeständnis seiner Schuld sehen, riß ihm den Kopf hoch. Und er blickte starr und

unverrückbar in tausend Augen. In diesem Moment begann seine Seele zum erstenmal schwach zu werden, zum erstenmal fiel etwas wie ein Schatten über seine helle Zuversicht. Doch die Verhandlung ging weiter und ließ ihm keine Zeit, den Kampf zwischen Furcht und Zuversicht auszutragen.

\*

„Rose Mutmann!“ wollte der Vorsitzende eben aufrufen.

Doktor Vierklee erhob sich: „Ich möchte mir, ehe das kleine Mädchen von Ihnen vernommen wird, Herr Vorsitzender, eine Bemerkung gestatten. Nach meinen Wahrnehmungen handelt es sich bei Rose Mutmann um ein sehr schüchternes Kind, das eigentlich nur durch den Mund seiner Mutter richtig gehört werden kann ... ich habe Frau Mutmann deshalb schon geladen.“

Hallmann nahm seinen blonden Schnurrbart zwischen die Lippen und kaute nervös daran. Dann sagte er: „Also schön: Frau Mutmann! Rufen Sie Frau Mutmann herein!“

Der Justizwachtmeister riß die Tür auf und schrie hinaus:

„Frau Mutmann!“

Fast augenblicklich trat eine Frau von vielleicht dreißig Jahren in den Saal. Ein sympathisches Gesicht mit klugen, dunklen Augen, glänzend schwarzem Haar, das in schwerem Knoten im Nacken lag.

„Frau Mutmann?“

Die Angeredete nickte. Sie wurde vereidigt.

„Der Fall, der hier verhandelt wird, ist Ihnen ja wohl bekannt?“

Die Zeugin neigte abermals den Kopf.

„Die Verteidigung wünscht Ihre Vernehmung insoweit, als Sie sich über das, was Ihnen Ihre Tochter hinsichtlich des Angeklagten gesagt hat, äußern sollen ... Können Sie etwas darüber bekunden?“

Die Dame schien nachzudenken.

„Rose hat mir eigentlich gar nichts gesagt. Was ich erfahren habe, stammt von Alla Berber, die damals noch viel mit meiner Kleinen spielte und zusammen war.“

Frau Mutmann wollte, etwas zögernd, weitersprechen, als sich Doktor Vierklee erhob und leicht die Hand ausstreckte: „Pardon, ich möchte eine Frage an die Zeugin richten.“

Hallmann nickte.

„Wollten Sie damit sagen, gnädige Frau, daß Ihr kleines Mädchen jetzt nicht mehr mit Alla Berber verkehrt?“

„Ja, Herr Rechtsanwalt, das wollte ich sagen.“

„Haben Sie Ihrer Tochter den Verkehr verboten?“

Frau Mutmann neigte bejahend den Kopf.

„Und weshalb?“

„Muß ich das hier erörtern?“

„Ja, vor Gericht dürfen Sie nichts verschweigen, gnädige Frau!“

„Wenn ich es denn sagen muß“, Frau Mutmann sah dabei den Vorsitzenden an, „es sind mir Dinge zu Ohren gekommen, die mir nicht gefallen haben ... In dem Berberschen Hause verkehrt eine ganze Schar von jungen Männern ... Und ich habe selbst gesehen, daß Alla mit einigen von diesen Herren, die doch im Alter gar nicht zu ihr passen, spazierengeht, sogar ohne weitere Begleitung Auto fährt ...“

Während Frau Mutmann bisher zögernd, offenbar mit innerem Widerstreben gesprochen hatte, fügte sie nun rasch hinzu:

„Ich will mir ja durchaus kein Urteil erlauben, und nichts liegt mir ferner, als gegen das Kind und seine Angehörigen irgend etwas zu sagen, aber ... aber danach ... glaubte ich eben meiner Rose den Verkehr mit Alla verbieten zu müssen.“

Hundert Augen richteten sich auf die hübsche kleine Blonde, deren Gesichtchen in Purpur getaucht sich niederbeugte, um gleich darauf emporzuschellen und mit trotzigem Blicken sich gegen die andringende Neugierde zu wehren.

„Sie werden Ihre Bekundungen gewiß nach bestem Wissen gemacht haben, gnädige Frau, aber als Richter muß ich Sie doch fragen: Haben Sie da nicht etwa gelegentlichen und ganz harmlosen Vorgängen eine zu große Bedeutung beigelegt?“

„Ich glaube nicht, Herr Präsident!“

„Nun aber zur Hauptsache: Was haben Sie von den beiden Kindern über ihr Zusammentreffen mit dem verdächtigen Mann am fünften Januar des Jahres nachmittags um vier Uhr erfahren?“

Frau Mutmann schien einen Augenblick ihre Erinnerungen zu ordnen: „Vor allen Dingen möchte ich eins sagen, Herr Präsident: Was die Zeit anbetrifft, in der meine Rose auf der Straße gewesen sein kann ... oder vielmehr wie lange sie unten war, da kann ich ganz bestimmte Angaben

machen. Ich hatte an dem Tage Besuch. Eine Dame, die seit Jahr und Tag nicht bei mir war, kam gleich nach zwei Uhr, als eben mein Mann das Haus verlassen wollte. Und mein Mann geht regelmäßig jeden Tag um zwei Uhr fort. Da fährt er in seine Fabrik. Diese Dame – ich kann ihren Namen und Adresse sofort angeben – mußte mit dem Zuge um einhalb fünf Uhr wieder fortfahren. Wir wollten nur gern solange wie möglich zusammen sein und haben uns auf die Minute ausgerechnet, daß sie eine halbe Stunde fahren mußte, vom Reichskanzlerplatz bis nach dem Potsdamer Bahnhof. Mit Hin und Her und allen Vorbereitungen veranschlagten wir den Weg auf eine Stunde. Ich weiß daher bestimmt, daß meine Freundin etwas vor halb vier fortgegangen ist. Und indem sie mir Adieu sagte, kam Rose, mit der sie dann noch ein paar Worte sprach.“

„Sie meinen also, Frau Zeugin, Rose wäre bestimmt um einhalb vier schon wieder bei Ihnen oben gewesen?“

„Ja, Herr Präsident.“

Der blickte zu dem Rechtsanwalt hinüber: „Wollen Sie daraus etwas folgern, Herr Doktor?“

Joachim Vierkleer nickte: „Ja ... wenn man den Zeitbestimmungen, die ich immer als dubios ansehe, trotzdem Glauben schenken will, so kann mein Klient schon danach nicht für die Tat in Frage kommen. Van Geldern hat das Gericht um einhalb drei verlassen und ist um drei Uhr bei sich zu Hause gewesen. Soviel ich weiß, hat das auch Fräulein Minna Müller, die seine ausgesprochene Feindin ist, in ihren verschiedenen Vernehmungen vor der Polizei und vor dem Untersuchungsrichter selbst zugegeben. Van Geldern gibt an, daß seine Frau um einhalb vier ins Zimmer getreten sei. Dann haben sie einen längeren Zank miteinander gehabt, und gegen vier Uhr hat mein Klient das Haus verlassen. Die Kinder, oder wenigstens Alla Berber, haben nun ausgesagt, daß sie um vier Uhr den bewußten Herrn aus dem Auto haben steigen sehen. Frau Mutmann, die ihre Aussage auf gute Zeitangaben und auf Zeitnotwendigkeiten stützt, sagt aus, daß ihre Tochter Rose um einhalb vier Uhr schon bei ihr oben in der Wohnung war. Trifft das zu, so können die beiden kleinen Mädchen unmöglich den verdächtigen Mann um vier Uhr haben aus der Droschke steigen sehen.“

Zum erstenmal nahm Doktor Malkenthin das Wort: „Ja, Herr Rechtsanwalt, wenn wir schon so weit wären, daß wir wüßten, ob das alles stimmt und besonders, ob die Aussagen des Angeschuldigten auf Wahrheit beruhen, dann würden wir klarer sehen. Aber die Anklage steht

auf einem ganz anderen Standpunkt. Die Anklage nimmt an, daß van Geldern das Haus wohl um drei Uhr herum betreten hat, wann er es aber wieder verlassen hat, das weiß nur er selber!“

Das schmale, dunkle Gesicht des Anklagevertreters war kalt und unbewegt. Sein Einglas zielte auf van Gelderns erhobenes Gesicht: „Wir haben es in dem Angeklagten mit einem Mann von großer Intelligenz und Denkschärfe zu tun. Wenn ein Mensch von solchen Fähigkeiten den Entschluß faßt, ein Verbrechen zu begehen, so überlegt er sich die Tatumstände und die Bedingungen für sein Vorhaben in einer ganz anderen Weise, als wenn irgendein vagabundierender Strolch einen Mord begehen will. Die durch mich vertretene Anklagebehörde steht auf dem Standpunkt, daß van Geldern einen Mord begangen hat: daß er dazu einem reiflich erwogenen Plan gefolgt ist. Er ist schon mit der Absicht, zu morden, nach Hause gekommen. Es ist ihm durchaus zu glauben, wenn er sagt, daß er um drei Uhr in seiner Wohnung war. Er weiß ja – als Rechtsanwalt mehr wie jeder andere –, Welch ein ungeheurer Wert den Zeitbestimmungen in einem Mordfall beigemessen wird. Er hat sich wohl überlegt, daß alle diese Zeiten genau nachgeprüft werden. Und er hat auch, als er beim Verlassen der Autodroschke die beiden Kinder erblickte, sich sofort gesagt: Ich denke nicht daran, diesen eventuellen Zeugen auszuweichen. Er ist im Gegenteil nach der verkehrten Seite hin ausgestiegen, um den Kindern, von denen er ja nicht wissen konnte, ob sie ihn vielleicht einmal wiedererkennen würden, jeden Verdacht zu nehmen. Bis dahin stimmen seine Aussagen wahrscheinlich mit der Wirklichkeit überein. Die Lüge beginnt erst mit der Angabe, daß er nach dem Zank mit seiner Frau das Haus wieder verlassen hat. Das hat er nach der Überzeugung der Anklage nicht getan. Er hat sich vielmehr irgendwo an einer verborgenen Stelle im Hause aufgehalten und hat den Mord mit kalter Berechnung ausgeführt. Auch der Zärtlichkeitsakt, der die Tötung begleitete und das Opfer umgarnte, war das Produkt einer raffinierten ...“

„Verzeihung!“ Doktor Vierklee hatte sich erhoben. „Das geht denn doch wohl nicht, Herr Landgerichtsdirektor! Was der Herr Staatsanwalt hier eben ausgeführt hat, ist keineswegs mehr eine kontradiktorische Verhandlung. Nein, das ist ein ausgesprochenes Plädoyer, es ist die Vorwegnahme des Resumés der Beweisaufnahme.“

„Wieso, Herr Rechtsanwalt? Es muß der Anklagebehörde doch gestattet sein, Ihren Gründen die eigenen Gegen Gründe gegenüber zu stellen? Aber“ – Hallmann wischte den Disput mit einer Handbewegung

fort – „darauf kommt es ja auch hier gar nicht an! Was wir wissen und festhalten wollen, ist: van Geldern hat nach seiner eigenen Angabe das Haus um drei Uhr betreten. Um halb vier Uhr ist seine Frau gekommen, um einhalb vier Uhr war auch die kleine Rose Mutmann erst wieder in der elterlichen Wohnung. Die Erkennungsszene zwischen den Kindern und van Geldern hat also vor einhalb vier stattgefunden!“

„Die Erkennungsszene zwischen den Kindern und dem mutmaßlichen Mörder, meinen Sie, Herr Landgerichtsdirektor?“

„Gut, wie Sie wollen, Herr Rechtsanwalt! Jedenfalls ist der Mord nach fünf Uhr entdeckt worden, und zwar wiederum durch van Geldern selbst. Die einzige Zeugin, die zu dieser Zeit im Hause war, ist Minna Müller, die wir ja mit Gottes Hilfe noch hören werden und die, wie aus den Protokollen hervorgeht, klar und deutlich aussagen wird, daß der Mord zwischen halb vier und halb sechs begangen sein muß. Denn in dieser Zeit hat die Müller die beiden Ehegatten zuerst miteinander streiten gehört. Dann ist sie fortgegangen, und zwar in die Glasveranda hinüber. Ist inzwischen noch einen Augenblick wieder raufgekommen und hat, ohne in den Salon zu gehen, durch die angelehnte Tür gehört, wie sich ihre Herrin leise mit einem Manne unterhielt, und zwar ganz offenbar in der zärtlichsten Weise ...“

Herr Hallmann hob einen der großen Aktenfaszikel zu sich herüber und blätterte darin. Dann las er vor: „Wie die Uhr von der Kirche halb sechs schlug, legte ich das Buch hin, wodrin ich gelesen hatte. Da überkam mich eine sonderbare Angst. Vielleicht hatte ich auch geträumt, denn ich lag in einem Liegestuhl. Ich sprang auf und rannte, was ich konnte, durch die Wohnung. Als ich in den Salon von Frau van Geldern hineintrat, sah ich den Herrn, der sich über sie beugte und sie aufheben wollte. Sie lag in den Kissen, die ganz voll Blut waren. Da sagte mir Herr van Geldern: Martha wäre ermordet. Weiter kann ich nichts darüber aussagen, denn mir vergingen die Sinne. Ich fiel hin und habe nichts mehr gehört. Als ich wieder aufwachte, waren eine Menge Menschen in der Wohnung. Auch die Polizei. Und ich wurde vernommen ... Minna Müller.“

„Ja, das ist das, was wir positiv wissen. Alles andere beruht, bis heute wenigstens, auf den von dem Angeklagten angefochtenen Indizien. Im übrigen will ich hier gleich betonen, daß ich für meine Person auf die Aussagen der beiden Kinder absolut keinen Wert lege.“

Aber Vierklee ließ jetzt nicht locker: „Gestatten Sie, Herr Landgerichtsdirektor: die Verteidigung legt um so größeren Wert auf

diese Aussagen! ... Wir stehen auf dem Standpunkt, daß gerade die Aussagen der beiden kleinen Mädchen unendlich wichtig und geeignet sind, den Verdacht gegen meinen Klienten vollkommen aufzulösen!“

„Nun, dann werden wir eben auch die Rose Mutmann noch hören ... Die Zeugin Rose Mutmann!“

Das Kind kam herein in den Saal, machte seinen Knicks und sah ehrfürchtig zu dem Verhandlungsleiter empor.

„Was möchten Sie denn nun wissen, Herr Rechtsanwalt?“

„Darf ich Rose selbst mal fragen, Herr Landgerichtsdirektor? ... Also, mein kleines Mädchen, wie war das, als du auf die Polizei gerufen wurdest ... Du bist mit deiner Mutter zusammen hingegangen, nicht wahr?“

Rose nickte.

„Und da hat dich eine Dame nach mancherlei gefragt? ... Was hast du ihr denn zuerst gesagt?“

Mit dunkelroten Wangen und ein wenig tränenschwerer Stimme erwiderte die Kleine stockend: „Ich habe gar nichts gesagt. Ich wußte ja auch gar nichts. Alla hat mir's bloß erzählt, und da war's mir auch so, als wenn wir den Herrn gesehen hätten ...“

„Würdest du denn den Herrn wiedererkennen?“

„Ich glaube ja!“

„Aber du hast doch eben gesagt, daß du zuerst gar nichts wußtest?“

„Ja ... aber das ist manchmal so. Erst weiß man gar nichts, und dann fällt einem nach und nach alles wieder ein ...“

Die Zuhörer wurden aufmerksam. Das summende Geräusch, das sonst in der Verhandlung mitschwang, verlor sich. Es war förmlich, als ob die Stille lauschte auf das, was aus den Schatten von Erinnerung und Vergangenheit herüberwehte.

„Komm' bitte mal hierher, mein Kind!“ sagte Joachim Vierklee, der aus seiner Bank heraustrat und, Rose Mutmann bei der Hand nehmend, sie zu dem Angeklagten hinführte. „So, und nun sieh dir mal diesen Herrn genau an! Ist das der Mann, den du damals gesehen hast?“

Das Kind blieb lange still. Man sah, es rang innerlich mit sich. Es kämpfte auch wohl mit der großen Bangigkeit, mit der Last, die dieser Schwurgerichtssaal voll erregter Menschen auf sein kleines Herz legte. Dann öffnete es den Mund und sprach. Aber man verstand nichts.

„Lauter“, mahnte der Vorsitzende, „lauter!“

Des Kindes Stimme wurde fester, erhob sich. Und dann kam es klar und deutlich aus seinem Munde: „Das Haar ist anders!“

„Ja“, sagte Hallmann, „damals trug der Angeklagte diesen Hut hier“ – er ließ sich vom Justizwachtmeister einen schwarzen, weichen, ziemlich breitrandigen Filzhut herüberreichen, den Paulus van Geldern am Mordtage getragen hatte.

Das Kind sah den Angeklagten an, der seinen Hut aufgesetzt hatte. Es schüttelte den Kopf und wiederholte:

„Nein, das Haar war anders!“

„Wieso denn, Rose?“ fragte der Anwalt. „Hatte der Mann, den du damals gesehen hast, vielleicht keine welligen Haare, wie sie der Herr hier hat?“

„Nein, das war auch schwarz, das Haar, aber ganz glatt, so glatt, als wenn er was drüber hatte ... noch unterm Hut ...“

„War denn der Hut so wie dieser hier, Rose?“

Das kleine Mädchen trat von einem Fuß auf den anderen: „Nein, ich glaube, kleiner.“

In diesem Augenblick geschah etwas in dieser an Überraschungen so reichen Verhandlung, das ihrem Verlauf eine ganz neue Richtung zu geben schien. Auf ein leises Klopfen an der hohen Tür war der dort sitzende Justizwachtmeister aufgestanden, hatte die Tür geöffnet und nach einem kurzen Wortwechsel mit seinem draußen postierten Kollegen einen Mann hereingelassen. Einen dünnen Menschen mit langer, spitzer Nase und emsigen Augen, die sofort über Zeugenbank und Richtertisch huschten.



Der Justizwachtmeister trat an den Vorsitzenden heran und sagte leise: „Das ist der Zeuge Reinert, Herr Landgerichtsdirektor, der Mann will eine wichtige Bekundung machen.“

„Reinert? ... Reinert? Doch nicht etwa der Detektiv?“

„Jawohl, Herr Vorsitzender!“

„Soll mal vortreten! ... Kommen Sie mal gleich her, Herr Reinert. Sie kommen uns gerade paßrecht! Was haben Sie zu bekunden? ... Ach so, ich muß Sie erst vereidigen!“

Die Vereidigung geschah. Dann berichtete der Detektiv, er halte sich seit Anfang des Prozesses, zu dem er ja auch geladen sei, zur Verfügung des Gerichts und wäre die ganze Zeit draußen im Zeugenraum gewesen. Da habe er heute ein Gespräch oder wenigstens Brocken davon zwischen einer Dame und einem Herrn aufgefangen, das, wie er glaube, von großer Wichtigkeit sei: Ein Fräulein, das von den anderen Loni genannt wurde, hätte mit einem großen blonden Herrn, der Gert hieß, gesprochen. Wahrscheinlich sei die Dame eifersüchtig gewesen. Sie habe ihm andauernd Vorwürfe gemacht, und zuletzt hätte sie ihm gedroht, wenn sie ihn noch ein einziges Mal mit der anderen zusammen sähe, würde sie alles sagen, was sie wüßte. Dann könnte er am Ende da sitzen, wo jetzt van Geldern säße.

Der Vorsitzende sah hinüber zum Staatsanwalt und dann zu Doktor Vierklee. Dann wandte er sich an Reinert: „Nehmen Sie bitte einen von den Justizwachtmeistern mit. Gehen Sie raus in den Zeugenraum und bringen Sie die beiden Leute herein!“

Der Detektiv verschwand mit langen Schritten. Der Saal war in Hochspannung.

Hallmann unterhielt sich mit seinem rechten Nachbar. Drüben auf der Reporterseite wisperte erregtes Fragen und Vermuten. Hans Lerse konstatierte: „Die erste große Sensation! ... Vierklee will 'n *uppercut* landen!“

„Nutzt ihm alles nichts“, grunzte Balling von der Kriminalzeitung, „van Geldern war schon *groggy*, wie's noch gar nicht angefangen hat!“

Aber der Zeichner Paul Hansen, der eben Alla Berber mit dem letzten Schuß ihrer zierlichen Persönlichkeit aufs Papier legte, blickte jetzt auf und meinte trocken:

„Den Reinert kenn’ ich. Der Junge ist echt. Wenn der erst einen auf der Gabel hat, dann schwört er ’n direkt nach Plötzensee!“

Die anderen verbissen sich das Lachen. Der Protokollführer Doktor Lebermann drüben in der Saalecke beim Angeklagten blickte her. Er saß öfter mit Hans Lerse und Paul Hansen im „Blauen Kaninchen“ und hätte seinen Platz jetzt gar zu gern mit der Journalistenbank vertauscht, um, wie er selbst sich in Gedanken ausdrückte, „den lieben Toten auch mal von der anderen Seite zu betrachten“.

Der Detektiv kam wieder in den Saal und zwischen ihm und dem Justizwachtmeister der blonde Gert Stiebitz und die rotlockige Loni Bomperle.

Hallmann ließ den hochgewachsenen, auffallend hellblonden jungen Mann zuerst vortreten.

„Ihr Nationale bitte!“

Landgerichtsrat Schnelpfeffer machte seinen Nachbar leise auf etwas aufmerksam, und Hallmann sagte mit hastigem Nicken: „Sie, Fräulein, gehen noch solange raus!“

Loni Bomperle erschrak, wollte etwas erwidern, aber der Justizwachtmeister berührte ihre Schulter und führte sie hinaus.

„Also, wie heißen Sie?“

„Ich heiße Gert Stiebitz, bin am zwanzigsten Juni 1899 geboren, zu Glambitz in der Neumark auf dem Rittergut meines Vaters.“

„Haben Sie studiert?“

„Nein. Ich wollte Offizier werden ... war im Kadettenkorps in Lichterfelde und bin 1916 aus der Obersekunda ins Feld gezogen, als Fähnrich.“

„Und nach dem Kriege, was haben Sie da gemacht?“

„Ich bin Landwirt gewesen, habe ein Jahr studiert ... Nationalökonomie ... dann auf der Landwirtschaftlichen Hochschule ... habe mich auch als Journalist versucht ... und habe dabei mein väterliches Vermögen so langsam aufgegessen ... außerdem bin ich mehrfach Verbänden beigetreten.“

„Sind Sie vorbestraft?“

„Nein, Herr Vorsitzender.“

Hallmann nickte: „Sie sind hier eigentlich als Zeuge geladen, aber es stellen sich nun im Laufe der Verhandlung Dinge heraus, die den Verdacht nahe legen, daß Sie mit dem Morde an Frau Martha Streckaus irgendwie in Verbindung stehen. Und jetzt antworten Sie mir präzise und wahrheitsgemäß weiter auf meine Fragen!“

Unwillkürlich straffte sich die Gestalt des blonden Gert.

„Wovon leben Sie also, Herr Zeuge?“

„Ich beziehe Gehalt von meinem Verband.“

„Wieviel?“

Der Blonde zögerte: „Muß ich das hier sagen?“

„Ja.“

„Also dreihundert Mark im Monat.“

„Und davon bestreiten Sie diesen Aufwand?“

„Ich lebe sehr einfach, Herr Landgerichtsdirektor!“

„Das sehe ich an Ihrem Anzug, an Ihrer Krawatte und an dem großen Brillanten, den Sie an der linken Hand tragen!“

„Die Sachen stammen noch aus einer besseren Zeit!“

Hallmann sah einen Augenblick in seine Akten und schoß plötzlich wie aus dem Hinterhalt die Frage auf den Zeugen ab: „Wo waren Sie am fünften Januar des Jahres nachmittags um vier Uhr?“

Der Blonde sah verwundert aus: „Wie soll ich denn das jetzt noch wissen?“

„Nun, dann werden wir Ihrem Gedächtnis etwas nachhelfen!“ Er blickte nach der Zeugenbank hinüber. „Komm doch mal noch vor, Rose.“

Das Kind lief schnell zum Richtertisch.

„Ist das der Herr, den du damals hast aus der Droschke steigen sehen in der Quintenallee?“

Das kleine Mädchen, jetzt viel sicherer, blickte ohne Furcht zu dem großen Manne hinauf, der gleichmütig auf die Kleine herablächelte. „Kann er mal seinen Hut aufsetzen?“ fragte Rose leise.

„Setzen Sie bitte Ihren Hut auf, Herr Zeuge ... nein, bleiben Sie hier! Der Justizwachtmeister wird ihn holen!“ – Und zu Rose Mutmann: „Kannst du dich denn auf das Gesicht besinnen?“

„Ja ... ja ... aber er war nicht blond. Er hatte so schwarzes Haar, das sah wie Seide aus ...“

Hallmann faßte Gert Stiebitz fest ins Auge: „Und wenn auch die Zeit mit allen ihren Erschütterungen und Schwankungen manches von der anständigen Gesinnung Ihrer Jugendtage fortgewischt hat – Sie können doch nicht ganz vergessen haben! So frage ich Sie denn noch einmal: Wo waren Sie am fünften Januar?“

Der andere schwieg.

„Als Sie vor einiger Zeit geladen wurden, hier als Zeuge zu erscheinen, da müssen Sie sich ja klar darüber geworden sein, um was es sich bei diesem Prozeß handelt und warum das Gericht gerade Sie als Zeugen geladen hat! Sie wissen ganz genau, daß es um den Mord an Martha Streckaus geht. Sie wissen auch, daß die arme Frau an diesem fünften Januar in ihrer Wohnung draußen in Westend erstochen worden ist. Und da wollen Sie mir einreden, Sie hätten sich noch nicht überlegt, was das für ein Tag war und was Sie selbst an diesem Tage getan haben?“

Gert Stiebitz' Gesicht war wie mit einer undurchsichtigen Gardine verhängt: „Ich kann mich nicht erinnern, Herr Landgerichtsdirektor!“

„Dann setzen Sie sich dort drüben auf die Zeugenbank ... nein, halt, setzen Sie erst mal den Hut auf“ – der Beamte hatte den weichen Filzhut, der dem van Gelderns ähnlich sah, aber eine dunkelbraune Farbe hatte, geholt und dem Vorsitzenden übergeben.

Gert Stiebitz nahm die Kopfbedeckung und zog sie, einem anscheinend unwillkürlichen Impuls folgend, tief in die Stirn.

„Tragen Sie denn immer Ihren Hut so?“

Zum ersten Mal erschrak Gert Stiebitz. Er hatte die beiden Kinder sofort erkannt. Rose Mutmann ebenso wie die noch auf der Zeugenbank sitzende Alla Berber. Er wußte ja auch, daß die beiden kleinen Mädchen eine Hauptrolle in dem Prozeß spielten. Und mit einer tiefen inneren Besorgnis, unter der gleichgültigen Maske nur halb verborgen, hatte er seinem Verhör entgegengesehen. Aus dieser Angst heraus, erkannt zu werden, hatte er eben den Hut tief ins Gesicht gedrückt.

„Alla Berber“, rief der Vorsitzende, „komm' du auch mal her! Nun seht euch beide mal den Herrn an!“

Alla war gleich fertig: „Er wäre es, Herr Präsident, wenn er schwarze Haare hätte.“

Und Rose: „Nein, es waren gar keine Haare, es war wie Seide!“

Hallmann fragte: „Haben Sie uns jetzt etwas mitzuteilen, Herr Zeuge?“

Gert Stiebitz hatte nichts als ein stummes Nein.

„Also setzen Sie sich auf die Bank, aber bitte etwas entfernt von den beiden kleinen Mädchen ... Braune!“

Der Justizwachtmeister kam herüber.

„Die Zeugin Bomperle!“

Loni Bomperle, eine fesche Wienerin, wie aus einem Magazin herausgeschnitten, schwippte herein.

„Also, Herr Präsident, da schaugen's ...“, wollte sie nach der Vereidigung anfangen.

Aber Hallmann nahm Loni gleich fest in die Finger.

„Ich will von Ihnen wissen, was Sie hier in Berlin für einen Beruf haben!“

„'an Beruf, Herr Präsident? Aber ja, an Beruf hab i aa! I bin Manicür' ... Schönheitspflege, wissen's ... gelt? ... Oh, i bin lange Zeit bei Miß Ellinor in der Viktoriastraß' g'wesen. Und da hab i a mein Schatz kennen 'lernt, den Gert ... der is da 'kommen un hat sei Freindin, die klane Blanche-Maria, abholen wollen ... aber die Blanche-Maria war schon lang' furt ... Der Baron Schani ...“

Hallmann schüttelte verzweifelt den Kopf: „Wo sollen wir denn da hinkommen! Ich will von Ihnen weiter nichts, als daß Sie mir sagen, wovon Sie jetzt leben!“

Die Loni lehnte ihren kupferroten Kopf gegen die nackte Schulter und sah aus ihren Veilchenaugen so lieb zu Herrn Hallmann auf, daß selbst der „große Richter“ nicht hart bleiben konnte. Er nickte leise:

„Also auch eine von den Lilien auf dem Felde.“

Dann wurde er wieder ernst: „Also nun, Fräulein Loni, nun sagen Sie uns mal ganz aufrichtig: Was wissen Sie von dem fünften Januar, und zwar vom Nachmittag?“

Ein Erschrecken, in dem der Zauber ihrer Erscheinung fast zerfiel, ging über Lonis Gesicht. Sie wandte sich jäh um. Ihr Blick tastete die Reihen der Zeugen hinunter und klammerte sich an den blonden Gert, der dort immer mit der gleichen Miene absoluter Sorglosigkeit und seinem fatalen Lächeln saß.

„Hat er was g’sagt, Herr Präsident?“

„Sie sollen hierher sehen! Nicht umdrehen, verstehen Sie!“

Gehorsam, zitternd und halb besinnungslos stand Loni und sah den Richter an.

„Haben Sie miteinander über den Mord gesprochen?“

„Ja, Herr Präsident ... ja ... ich ...“

„Was haben Sie gesprochen?“

„Daß er fort g’wesen is an dem Tag ... der Gert ...“

„Weswegen? ... weshalb war er fort?“

„Er hat mei Freindin, die Martha, die hat er halt b’suchen woll’n ...“

„Wozu, zu welchem Zweck?“

„Mir ham ka Göld nôt g’habt, un da hab’ i mein Schmuck g’nomm, dös Halsband mit die Brülliant’n, und die Martha, die hat’s mir b’leihn soll’n ... Aber ... sie war nôt da ... er hat’s nôt troffen!“

Der Landgerichtsdirektor reckte sich hoch auf in seinem Stuhl: „Herr Stiebitz!“

Der blonde Gert schnellte empor.

„Treten Sie einmal vor!“

Gert marschierte förmlich an den grünen Tisch heran.

„Warum sagen Sie mir nicht die Wahrheit? Hier ist doch gar nichts zu verschweigen! Das ist doch eine ganz einfache Sache: Sie haben kein Geld gehabt, was nur zu erklärlich ist, bei der ewigen Differenz zwischen Ausgaben und Einnahmen ... Ihre Freundin hatte auch nichts, da sind Sie hingegangen, haben sich was borgen wollen! ... Wär’s Ihnen denn lieber, Sie ständen jetzt hier unter Mordverdacht?“

Der große, blonde Mann hatte den Kopf sinken lassen. Sonst stand er aufrecht und unbeweglich. Er setzte sich, als ihn der Vorsitzende fortwinkte, wieder auf die Zeugenbank. Neben ihm nahm die schöne Loni Bomperle Platz. Aber alle ihre Versuche, ihn flüsternd zu einer Äußerung zu bringen, blieben umsonst.

Doktor Vierklee erhob sich: „Gestatten Sie, Herr Vorsitzender: wenn auch nach der Aussage der Zeugin Bomperle kaum ein Zweifel mehr daran sein kann, daß der Zeuge Gert Stiebitz als Täter nicht in Frage kommt, so müßte der Widerspruch in der Haarfarbe doch aufgeklärt werden. Ich meine ...“

Hallmann nickte: „Die Kinder sagen, er ist schwarz gewesen und hat Haare wie Seide gehabt. Und wir sehen hier: der Zeuge hat in Wirklichkeit ungewöhnlich hellblondes Haar ... Also, Herr Zeuge, wollen Sie uns darüber aufklären? Treten Sie noch einmal vor!“

Gert Stiebitz gehorchte und sagte, starr vor sich hinblickend: „Ich hatte meine schwarzseidene Frisierkappe über das Haar gezogen. Ich wollte von niemandem erkannt werden.“

„Weshalb? Warum nicht?“

„Weil ich nicht als Verehrer von Frau Martha Streckaus gelten wollte!“

Hallmann lachte halblaut: „Wieso? Fräulein Bomperle war wohl sehr eifersüchtig? ... Und wann sind Sie nun tatsächlich dort im Hause gewesen?“

„Das kann ich so genau nicht sagen, Herr Landgerichtsdirektor ... wahrscheinlich vor drei Uhr.“

„Und da war Frau Streckaus nicht im Hause?“

„Nein.“

Der Vorsitzende verzichtete auf ein weiteres Verhör. Man war mit diesem überraschenden Intermezzo in eine Sackgasse geraten.

Er gab dem Justizwachtmeister eine Weisung, der hinauseilte, um die Zeugin Heerström aufzurufen.

Das junge Mädchen, das nun den Schwurgerichtssaal betrat, gehörte zu jenen Erscheinungen, die den Nimbus des Mädchenhaften in keinem Alter und keiner Situation ihres Lebens ganz verlieren. Das ein wenig blasse Gesicht mit dem kleinen zartroten Mund unter der schmalen Nase wurde beherrscht durch ein paar wundervolle hellblaue Augen, die den Glanz von den langen, seidigen Wimpern bekamen und von schönen, rund geschwungenen Augenbogen überwölbt wurden.

Der Vorsitzende vermochte ein leises Kopfschütteln nicht zu unterdrücken: wie konnte es geschehen, daß eine Frau mit diesen Augen sich für einen Mörder einsetzte?

„Das Verhältnis, in dem Sie zu dem Angeklagten stehen, hebt die Eidespflicht auf ... Es sei denn, daß Sie selbst, Fräulein Zeugin, den Eid abzulegen wünschen. Wollen Sie also den Eid leisten?“

„Ja“, sagte Greta Heerström, „ich will den Eid leisten!“

Sie wiederholte mit erhobener Hand, was Hallmann ihr vorsprach.

„Also, nun sagen Sie uns bitte alles, was Sie über den Angeschuldigten wissen! Verschweigen Sie nichts, denn Sie wissen, daß Sie das unter Ihrem Eid nicht dürfen! Wenn Dinge vorkommen sollten, die Ihnen peinlich sind, was ich bei einem jungen Mädchen wohl verstehen kann, so müssen Sie sich eben sagen, daß Sie vor Gericht stehen und daß hier für einen vernünftigen Menschen alles Peinliche und bis zu einem gewissen Grade auch die Schamhaftigkeit fortfallen muß ... haben Sie mich verstanden?“

Greta Heerström nickte leicht.

„Bei welcher Gelegenheit haben Sie den Angeklagten kennengelernt?“

„Ich habe ihn, zusammen mit meiner Mutter, aufgesucht ... er sollte die Verteidigung meines Bruders übernehmen.“

„Ach ja! Das war damals die böse Geschichte! Ist Ihr Bruder bestraft worden?“

Das helle Haupt des Mädchens senkte sich, sie sprach leise: „Ja, mit zwei Jahren Zuchthaus ...“

Ein mitleidiger Blick des Vorsitzenden traf sie.



„Hat der Angeschuldigte die Verteidigung Ihres Bruders übernommen?“

„Ja, sofort ... ohne sich auch nur einen Augenblick zu bedenken ... obwohl er doch genau wußte, daß wir vollkommen außerstande waren, ein Honorar für die Verteidigung zu zahlen.“

Man braucht ja nur dieses herrliche Geschöpf anzusehen! mußte Hallmann denken. Das war schon ein Preis, um den es sich lohnte.

Greta sprach ohne Aufforderung weiter: sie erzählte, daß van Geldern sich die erdenklichste Mühe gegeben hätte, die durch ihren Bruder Edgar geschädigten Geschäftsleute zu versöhnen, und daß er dazu hauptsächlich auch den Erlös jenes Perlenhalsbandes verwandt habe.

„Darüber müssen wir uns noch unterhalten, Fräulein Heerström! Das ist gerade der Punkt, auf den die Anklage besonderen Wert legt! ... Denn es handelt sich keineswegs nur um das Halsband ... Sie wissen vielleicht, oder Sie wissen es auch nicht, daß nach dem Morde der größte Teil des Schmucks der Frau Streckaus gefehlt hat? Die Anklage nimmt an, daß der Mörder deswegen die Tat begangen hat!“

Das Mädchen schüttelte mehrmals leise den Kopf.

„Sie glauben nicht an die Schuld des Angeklagten?“

„Wie könnte ich, Herr Vorsitzender! Ich liebe ihn ja!“

„Wollen Sie uns jetzt bitte sagen, wie es dazu kam, daß Sie den Angeklagten nicht nur bei sich aufnahmen, sondern ihn auch bei sich behielten und ihn vor den Nachforschungen der Behörden in Ihrer Wohnung versteckten?“

Ein kleines, fast schüchternes Lächeln ging über die ernsten Züge des Mädchens: „Das war alles ganz natürlich, Herr Vorsitzender! Es gelang meinem Geliebten, aus dem Gefängnis zu entfliehen, und da kam er zu mir. Zu wem sollte er denn anders gehen – er hatte ja niemand sonst.“

„Sie wußten, daß er aus Moabit entflohen war?“

„Ja, Herr Landgerichtsdirektor!“

„Sie nahmen ihn also bei sich auf? ... Sie wußten, daß Sie sich strafbar machten ... Waren Sie damals schon verlobt oder versprochen miteinander?“

„Ja ... ich habe ihn von der ersten Stunde an geliebt!“

„Gehörten Sie ihm auch schon körperlich an, bevor er in Untersuchung gekommen war?“

„Nein. Das geschah erst, als er auf der Flucht wieder zu mir kam.“

Hallmann dachte nach.

„Ja ... das war nach dem Morde. Und Sie betrachten sich als seine Verlobte? ... Das haben Sie wenigstens vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt!“

„Ja“, sagte Greta Heerström, „ja, ich gehöre ihm an, und wenn Sie ihn hier verurteilen, Herr Landgerichtsdirektor – und wenn er sterben muß, so sterbe ich mit ihm!“

Die Worte – lauter als bisher gesprochen – blieben im Raume hängen, und keiner – nicht Richter, nicht Ankläger, nicht Zuhörer – konnte sich ihrer Wirkung entziehen. Sie drangen durch den Panzer der Abgestumpftheit, durch das Rüstzeug der Routine.

Der Vorsitzende befreite sich von der pathetischen Stimmung, indem er sich abrupt an van Geldern wandte.

Die Stimme des Vorsitzenden ließ Paulus van Geldern aufschrecken.

„Wir kommen nun zu Ihrer Flucht, Angeklagter! Wollen Sie uns einmal erzählen, wie sich diese merkwürdige Entführungsgeschichte zugetragen hat? ...“

Der Vorsitzende wandte sich an die Geschworenen und sagte, ein Papier hochhaltend: „Ich möchte dazu gleich bemerken, daß ich vorhin einen Brief bekommen habe von diesem Herrn Vogel, der den Angeklagten durch einen unverschämten Trick befreit und in die Heerströmsche Wohnung gebracht hat, der also gewissermaßen der Schutzpatron dieses Liebesverhältnisses ist. Ich will das Schreiben gleich vorlesen:

›Sehr geehrter Herr Landgerichtsdirektor! Wir sind uns ja nicht fremd. Sie haben auch mich, und zwar in ebenso ungerechter Weise, verurteilt, wie Sie jetzt meinen verehrten Gönner, Herrn Rechtsanwalt van Geldern, verurteilen wollen.

Ich habe schon einmal an Sie geschrieben, daß ich mich dem Gericht jederzeit stellen will, wenn mir freies Geleit zugebilligt wird. Daraufhin ist die Fahndung der Kriminalpolizei nach mir noch intensiver geworden.

Da ich mich aber Herrn van Geldern zu Dank verpflichtet fühle, so werde ich Mittel und Wege zu finden suchen, in der Verhandlung selber für ihn einzutreten. Hier sage ich schon: Herr Rechtsanwalt van Geldern hat sich nie mit mir zur Flucht verabredet! Was ich getan habe, tat ich spontan aus meinem Gefühl heraus; denn auch ein Verbrecher kann

dankbar sein und, wenn es sein muß, das eigene Leben in die Schanze schlagen!“

„Briefe schreiben kann er!“ fügte der Vorsitzende hinzu, ohne aufzublicken, „das muß man ihm lassen!“

Doktor Vierklee, der nach wie vor in seinen Akten gelesen hatte, blickte zu seinem Klienten hin und forderte ihn durch einen Augenwink auf, mit der Schilderung seiner Flucht zu beginnen.

Paulus erhob sich. Er machte von der ihm zugebilligten Erlaubnis des Vorsitzenden, bei seiner Rede sitzen zu bleiben, nur wenig Gebrauch:

„Ich will im Vorhinein betonen, daß mir ebensowohl jede Fluchtabsicht fernegelegen hat, wie ich auch nicht einen Augenblick daran gedacht habe, mich vorher mit meinem Befreier für diese Sache zu verabreden ...“

„Das haben wir eben schon mal gehört“, bemerkte Hallmann, „und die Übereinstimmung zwischen Ihnen und Herrn Vogel kann da auch nicht weiter auffallen.“

Paulus ließ den Vorsitzenden ruhig ausreden, dann sprach er weiter: „Ich hatte auch gar keine Ahnung, daß irgend etwas geschehen sollte, bis zu dem Augenblick, wo ich aus meiner Zelle geholt wurde. Was vorher geschehen ist, hörte ich nur bruchstückweise – allerdings konnte ich es mir bald zusammenreimen. Willi Vogel hatte es sich in den Kopf gesetzt, mich zu befreien. Er wollte sich nicht der Eventualität aussetzen, daß ich diesen Befreiungsversuch ablehnte – was ich sehr wahrscheinlich bei ruhiger Überlegung getan hätte – deshalb unternahm er den Handstreich, ohne mich vorher zu verständigen.“

Die Sache muß sich etwa folgendermaßen zugetragen haben: Vogel ist in dem eleganten Anzug, den er stets trägt, in das Richterzimmer der siebenten Kammer gegangen, die bei einer sehr ausgedehnten Sache im Gerichtssaal saß. Da die Tür zum Richterzimmer fahrlässigerweise offen gelassen war, hatte Vogel nicht die geringste Schwierigkeit, sein Vorhaben auszuführen.

Er zog seinen grauen Paletot aus, setzte den Hut ab und zog einen dort hängenden Talar, das Reservestück des Staatsanwalts Liebetreu, über seine Kleider. Setzte ein gleichfalls vorhandenes Barett auf und ging den Gerichtskorridor hinab. Zufällig kamen vier Schupowachtmeister, die einen Transport nach Moabit gebracht hatten, den Korridor hinauf. Und Vogel bedachte sich keinen Augenblick, er nahm die vier Schupoleute zu einem anderen Transport in Pflicht. Sie folgten ihm auf seinen Befehl

durch den Verbindungsgang vom Gerichtsgebäude hinüber nach dem Untersuchungsgefängnis. Dort wies er ein von ihm selbst gezeichnetes Formular vor.“

„Wie war das Formular unterzeichnet?“ fragte Hallmann dazwischen.

„Mit Staatsanwalt Willi Vogel“, sagte Paulus gleichmütig.

Im Publikum waren schon vorher ein paar leise Stimmen hörbar geworden. Jetzt brach die unterdrückte Heiterkeit in Gelächter aus. Aber da schnellte der Vorsitzende hoch:

„Ich bitte um Ruhe! Ich lasse sonst den Saal auf der Stelle räumen ...“

Das Publikum duckte sich und schwieg.

Paulus fuhr fort: „Als Willi Vogel in seinem merkwürdigen Ornat zu mir in die Zelle trat, habe ich ihn sofort erkannt und ohne weiteres begriffen, daß er mich befreien wollte. In diesem Augenblick konnte ein ruhiges Nachdenken in mir gar nicht aufkommen. Ich sah wie das Aufblitzen einer Flamme die Freiheit vor mir – –“

„Das sehe ich nicht recht ein“, warf der Vorsitzende dazwischen. „Gerade bei der Erfahrung, die man bei einem Menschen Ihres Berufes voraussetzen sollte!“

„Herr Vorsitzender, ich habe im Anfang diese Untersuchungshaft ertragen, wie ein vernünftiger Mensch etwas Unvernünftiges erträgt. Damals habe ich ja nicht geglaubt, daß man mich länger als ein paar Tage festhalten würde! Ich war überzeugt, daß meine Unschuld jedem, der guten Willens war, einleuchten mußte. Ich war ruhig; ich habe gegessen und geschlafen; in acht, in vierzehn Tagen mußte ich ja wieder draußen in meinem Büro und bei meinen Leuten sein! Aber als Woche um Woche verging, als ich merkte, daß alle meine Beteuerungen umsonst waren, meine Beweisanträge unter den Tisch fielen und mein ganzes Reden immer nur an tauben Ohren vorbeirauschte – da wurde ich ungeduldig! Eine schreckliche Nervosität überfiel mich. Die Zelle mit ihren wenigen Metern Raum – – da verliert man die Übersicht. Da gibt's keine Überlegung und kein Nachdenken mehr! Da begrüßt man die Freiheit, und wenn sie nur Stunden dauert, da faßt man mit beiden Händen zu – –“

„Sie haben also zugefaßt und das Gerichtsgebäude zusammen mit Willi Vogel verlassen ... und wo haben Sie sich dann hingewandt?“

„Das möchte ich nicht sagen, Herr Vorsitzender, dadurch würde ich Leute in die Affäre hineinziehen, denen ich ebenfalls Dank schulde. Lassen Sie mich kurz das Weitere berichten: Wir verließen das Gerichtsgebäude nicht eher, als bis sich Willi Vogel abermals in das Richterzimmer der siebenten Kammer begeben und dort den Talar des Herrn Staatsanwalts Liebetreu und dessen Barrett gegen seinen Paletot und Hut ausgetauscht hatte. Das ging ebenso ohne Störung vonstatten wie die vorherige Umkleidung. Dann sind wir auf die Straße hinausgegangen, haben eine Autodroschke genommen und sind in ein Lokal gefahren. Dort blieben wir, bis es Nacht wurde, und dann sind wir in die Wohnung meiner Braut gefahren.“

„Und dort sind Sie vierzehn Tage lang geblieben?“

„Jawohl, Herr Landgerichtsdirektor!“

„Sie wollen nun behaupten, daß Sie nach vierzehn Tagen selbst zu dem Entschluß gekommen sind, sich wieder dem Gericht zu stellen?“

„Jawohl, Herr Landgerichtsdirektor!“

„Na, warum haben Sie es denn in Gottes Namen nicht getan?“

„Ich wollte den Abend noch einmal benutzen, um etwas in meiner Angelegenheit zu erfahren. Wir beide, ich ebenso wie Vogel, sind der festen Überzeugung, daß den Mord, der mir zur Last gelegt wird, irgendein Außenseiter, vielleicht der Freund einer der Damen, die in dem Atelier der Getöteten arbeiten ließen ... daß irgendeine Person aus der Berliner Unterwelt das Verbrechen begangen hat. Es war und ist also meine Aufgabe, diesen Menschen herauszufinden! Ich habe auch die Polizei zu wiederholten Malen darauf hingewiesen. Leider aber habe ich die Überzeugung gewinnen müssen, daß nach dieser Richtung nichts, aber auch gar nichts geschehen ist.

Wir wollten also in dieser letzten Nacht noch einmal unser Heil versuchen, und Willi Vogel besorgte das Auto, das ihm ein Freund für solche Zwecke lieh. Wir fuhren in eine kleine Straße des neuen Westens. Dort an einer Ecke ist ein einfaches Lokal, dessen Wirt im Hause selbst außerdem eine Wohnung hat. Es verkehren da nur Leute, die mit der Polizei auf schlechtem Fuß stehen. Wir waren etwa um zwölf Uhr dort, und ich lernte einen jungen, etwa zweiundzwanzigjährigen Menschen kennen, von dem mir Vogel schon vorher erzählt hatte, er wäre somnambul veranlagt. Er rühmte sich unter anderem, daß er einen Geldschrank allein dadurch öffnen könne, daß er unter einem bestimmten Winkel das Schloß lange genug ansähe. Dann fiel ihm ganz

von selbst die Stellziffer ein, auf die der Safe sich öffnen ließe. In der Tat machte er uns das Experiment an einem kleinen Geldschrank vor, den der Wirt im Zimmer stehen hatte.“

Paulus zuckte die Achseln:

„Es mag irgendein Humbug dabei gewesen sein. Auf mich, der ich in dieser Nacht fieberhaft erregt war, machte es einen starken Eindruck. Ich bat den jungen Menschen, sich in Trance versetzen zu lassen, wozu er sich ohne weiteres bereit erklärte. Er ließ sich in einen kleinen Sessel nieder, und Willi Vogel, der eine ungeheure Willenskraft und die stärkste Intuition besitzt, die mir jemals vorgekommen ist, brachte den jungen Menschen im Umdrehen in den gewünschten Zustand. Dann habe ich ihm in der jetzt ja schon allgemein bekannten Form, die man Hellsehern gegenüber anwendet, kurz die Umstände des Verbrechens mitgeteilt – ich bemerke ausdrücklich: ich habe ihm vorher nichts gesagt! Erst nachdem er im Tranceschlaf lag und Willi Vogel ihm befahl, uns den Hergang des Verbrechens zu schildern ...“

Paulus überlegte einen Augenblick.

„Wenn es dem Gericht von Wichtigkeit erscheint, daß ich den Inhalt dieser Trance-Offenbarung hier bekanntgebe, so muß ich zuvor bitten, daß die Öffentlichkeit des erotisch bedenklichen Inhalts wegen ausgeschlossen wird.“

„Nein“, sagte Hallmann, „dazu scheint mir wenigstens das, was der betreffende Ganove Ihnen da an Märchen aufgebunden hat, nicht wichtig genug. Sagen Sie, was Sie erzählen können, und das andere lassen Sie weg!“

Paulus neigte den Kopf:

„Der junge Mensch hat den Mord bis in die kleinste Kleinigkeit geschildert. Wer der Mörder war, konnte er nicht angeben – es ist ja bekannt, daß bei diesem Letzten und Wichtigsten die Hellseher immer wieder straucheln ... Namhaft machen konnte der junge Mensch also den Verbrecher nicht, aber er konnte etwas anderes ... er konnte uns sagen, daß der Täter sich mit uns im gleichen Raum befände!“

„Na, warum haben Sie ihn denn nicht sofort festgenommen?“ fragte Hallmann, dessen robuste Nerven für so übersinnliche Schwingungen keinen Empfang hatten.

„Als wir beide, Willi Vogel und ich, uns erhoben, um, geführt von dem Traumschlafenden, ins Nebenzimmer zu gehen, als wir den Verdächtigen dort suchen wollten, da hörten wir Schläge an der

Wohnungstür und den Ruf: ›Kriminalpolizei! Aufmachen!‹ Willi Vogel packte mich beim Arm. Wir wollten nach hinten, um über die Küchentreppe zu entkommen. Aber da standen ebenfalls Beamte. Wir kamen auseinander, und ich ließ mich ohne Widerstand festnehmen.“

„Und Vogel?“

„Wo Vogel in dem allgemeinen Tumult geblieben ist, davon habe ich keine Ahnung. Jedenfalls war er, als wir auf dem Präsidium ausgezählt wurden, nicht dabei. Ich bin dann wieder nach Moabit transportiert worden.“

In diesem Augenblick kam in größter Eile der Justizwachtmeister Braune in den Saal. Hallmann neigte den Kopf zu dem aufgeregt und schnell sprechenden Beamten, richtete sich plötzlich auf und ließ beide Hände auf die Tischplatte fallen.

„Ach nee! ... Das ist wohl nicht möglich!“

Braune nickte flüsternd.

„Na, dann lassen Sie ihn rein! Sofort! Und“ – er flüsterte – „schließen Sie gleich die Tür hinter ihm ab!“

Der Justizwachtmeister klapperte mit seinen harten Stiefeln noch schneller zurück als er gekommen war, riß die Tür auf, und ein hoher, schlanker, breitschulteriger Mensch trat ein, in tadellosem, dunkelgrauem Jackett mit ein wenig helleren Beinkleidern, den Paletot über den linken Arm, in der Rechten die hellen Handschuhe, den grauen Glockenhut und ein Malakkarohr mit starker Elfenbeinkrücke – Willi Vogel!

Das Publikum begriff gar nicht so schnell, was sich hier ereignete. Hallmann sah den Verbrecher verblüfft an. Das war ihm in seiner fünfundzwanzigjährigen Richtertätigkeit noch nicht vorgekommen! Ein Mensch, der wegen Totschlages zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt, nach einem Jahr ausgebrochen und nicht wieder zu fangen war – der trat, trotzdem ihm das freie Geleit abgeschlagen war, vor die Gerichtsschranken ... gab es so etwas?

Hallmann tat, als glaube er vorläufig nicht an die Identität des Eintretenden, und fragte: „Sie heißen?“

„Karl Anton Willi Vogel ...“ und rasch fortfahrend: „Ich bin geboren am 2. Juni 1900 zu Berlin, als Sohn des Stubenmalers Emil Vogel. Vorbestraft wegen angeblicher Tötung eines Menschen. Ich komme hierher, um Herrn Rechtsanwalt Paulus van Geldern, der mein

Verteidiger war, Beistand zu leisten. Sie, Herr Vorsitzender, haben mir das freie Geleit verweigert. Ich habe Ihnen bereits geschrieben, daß ich mich trotzdem einstellen würde. Jetzt bin ich hier! Bitte, fragen Sie mich nach allem, was Ihnen wissenswert erscheint!“

Im Publikum gärrte und brodelte es, wie wenn aus einem tiefen, stillen See urplötzlich eine heiße Welle aufsprudelt. Zuerst verstand man gar nicht, wer da hereingekommen war und was der Mann wollte. Aber dann flog plötzlich der Name auf: Vogel! Der berüchtigte Willi Vogel! Der damals, als er verhaftet werden sollte, den Oberwachtmeister Berkenhahn erschossen haben soll und es heute noch leugnet! Der fünfzehn Jahre Zuchthaus dafür gekriegt und sie nicht abgesessen hat, weil kein Schloß, kein Riegel vor ihm standhält! Der Mann stand jetzt ohne freies Geleit vor dem grünen Tisch und wollte Zeugnis ablegen für den Angeklagten. Niemand wußte, was er daraus machen sollte!

Der Vorsitzende gebot Ruhe, die Verhandlung begann wieder.

„Was können Sie anführen, um den Angeklagten zu entlasten?“ fragte Hallmann.

Auf Willi Vogels kantigem Gesicht mit den grauen Augen lag der Ernst eines großen Vorsatzes:

„Von dem Morde direkt kann ich, wie wohl selbstverständlich, nichts sagen. Aber für den, den man fälschlich des Mordes bezichtigt, den Rechtsanwalt Paulus van Geldern, will ich Zeugnis ablegen!“ Er sah zu dem Angeklagten hinüber.

„Ein sogenannter Leumundszeuge also!“

„Ganz recht, Herr Landgerichtsdirektor. Ich will nicht besonders betonen, daß ich bis ins Innerste überzeugt bin, daß dieser Mann nie in seinem Leben ein wirkliches Unrecht begangen hat, ja, daß er gar nicht imstande ist, etwas Gesetzwidriges zu tun. Eine solche Bekundung gerade aus meinem Munde, Herr Landgerichtsdirektor, wird Ihnen und wahrscheinlich vielen anderen wenig oder gar nichts bedeuten! Was ich aber vor allen Dingen sagen will: die Flucht des Angeklagten kommt ganz allein auf mein Konto. Er hat nicht einen Augenblick eher etwas davon gewußt, als bis ihm der Aufseher im Untersuchungsgefängnis die Zellentür aufschloß. Herr van Geldern ist sich auch sehr bald darüber klar geworden, daß er sich wieder stellen müßte. Er wollte die Zeit, zwei Wochen nur, benutzen, um seine Unschuld zu beweisen. Vor einer Woche saß ich des Nachts in demselben Lokal, in dem ich damals mit Herrn van Geldern zusammen von der Kriminalpolizei überrascht wurde.



Ich habe ihm an jenem Abend einen jungen Menschen vorgestellt, der somnambul veranlagt ist und der in meiner Gegenwart schon die merkwürdigsten Beweise seiner hellseherischen Fähigkeit gegeben hat ...“

Hallmann winkte ungeduldig ab: „Wissen wir, wissen wir, Vogel, haben wir alles schon gehört und nicht geglaubt. Haben Sie sonst noch etwas auszuführen?“

„Ja. Ich möchte erzählen, was passiert ist und weswegen ich hierher komme! ... Der besagte junge Mann – wir wollen ihn X. nennen – war an dem Abend, von dem ich spreche, auch wieder in dem bewußten Lokal. Er kam sofort zu mir heran und meinte: ›Willi, ich weiß jetzt! Einer von den Kerlen, die ihr sucht, der war bei mir und hat mir was verkauft‹ – dabei holte er einen Perlenring aus der Tasche, – ›ich hätte viere kaufen können, wenn ich Geld genug gehabt hätte‹. Nun, ich habe den Ring sofort an mich gebracht, natürlich bezahlt, und bin bereit, ihn dem Gericht als Beweisstück zu überlassen.“

Willi Vogel trat dicht an den Gerichtstisch und legte auf den blauen Aktendeckel vor dem Vorsitzenden einen Ring, den Hallmann mit sichtlicher Überraschung aufhob und genau betrachtete.

„Und den haben Sie von dem jungen Mann mit der somnambulen Veranlagung gekauft?“

Willi Vogel nickte.

„Und wie wollen Sie beweisen, daß es einer von den Ringen der Ermordeten ist?“

„Das wird am besten der Gatte der toten Frau, Herr van Geldern, bekunden können!“

Hallmann legte den Ring an die Kante des grünen Tisches: „Das ist ein bißchen zu einfach. Erstens hat uns der Angeklagte ... gestern, glaube ich, oder vorgestern ... gesagt, daß er den Schmuck seiner Frau so gut wie gar nicht kannte. Nun ist dieser Perlenring, der ja recht wertvoll sein mag, eben auch nicht anders als alle solchen Ringe ... eine hübsche große Perle in der Mitte und zwei spitze Dreiecke aus Brillanten zu beiden Seiten ... ich meine, da muß man solches Schmuckstück schon sehr oft gesehen haben, um es nach längerer Zeit wiederzuerkennen. Ich will Ihnen bei Ihrem zweifellosen Mut und der Gesinnung, die Ihr Eintreten für van Geldern verrät, nicht zu nahe treten und will nicht glauben, daß Sie diese Sache nur geschickt konstruiert haben! Das ist auch gar nicht nötig! Der somnambule Hellseher mag sich auch wirklich

einbilden, er hätte den Täter im Trancezustand entdeckt ... es soll sogar derselbe Mensch sein, der ihm die Ringe angeboten hat ... es werden ja so viele Perlenringe und andere gestohlen! ... Aber irgendwelche Beweiskraft für die Unschuld des Angeklagten – das müssen Sie sich doch selber sagen, Zeuge! – nee, die kann dieser Ring wirklich nicht beanspruchen!“

Der Ausdruck im Gesicht des Verbrechers blieb unverändert: „Ich konnte mir denken, Herr Landgerichtsdirektor, daß Sie meine Darlegungen so abtun würden! Aber ich habe noch eine andere Sache mitgebracht, die vielleicht auch Sie, Herr Landgerichtsdirektor, überzeugen wird ... hier ...“ Er griff zum zweitenmal in die Tasche seiner grauen Weste und holte eine große Agraffe von Fingerlänge heraus, die als Gürtelschnalle eines Kleides gedient haben mochte. An der Vorderseite der Schnalle war aus bunten Edelsteinen und Emaille ein Blumenstrauß gebildet. „Vielleicht kennt Herr van Geldern diese Agraffe und weiß, daß sie seiner Frau gehört hat?“

Der Vorsitzende nahm das Schmuckstück und reichte es dem näher tretenden Angeklagten hinüber.

Der schüttelte leise den Kopf, wollte es schon zurückgeben, als – man sah es deutlich auf seinem Gesicht – ein Erschrecken in seine Züge kam. Er drehte die Agraffe schnell um, und seine plötzlich erblaßten Lippen formten die Buchstaben: „*M. St.*“

„Ja“, sagte er dann, „ja, jetzt erinnere ich mich! Die Schnalle hat meiner verstorbenen Frau gehört!“

Hallmann schien nicht sehr überzeugt. Aber er äußerte seinen Zweifel nicht: „Nichts leichter als die Agraffe zu agnoszieren. Herr Justizwachtmeister, rufen Sie die Zeugin Hortense Bernhardi herein!“

Die zarte Blonde, heute in Meergrün, aber ebenso duftig und reizvoll wie bei ihrem ersten Erscheinen, hatte die Agraße kaum in ihrer feinen weißen Hand, als sie rief: „Aber die gehört ja Martha – meiner Freundin! Wo haben Sie die denn her?“

Hallmann nahm das Schmuckstück zurück und bat die Zeugin, sich zu setzen. Dann sagte er: „Man wird hiernach nicht bezweifeln können, daß dieses Schmuckstück Eigentum der Frau Martha Streckaus gewesen ist ... aber nun sagen Sie, Zeuge, woher haben Sie denn das nun wieder?“

„Das habe ich ebenfalls auf rechtliche Weise erworben! Ein mir bekanntes junges Mädchen hat es mir überlassen.“

„Und wo hat das Mädchen es her?“

Willi Vogel hob die auffallend breiten Schultern: „Das kann ich nicht sagen! Soviel ich weiß, hat sie es von einem ihrer Freunde geschenkt bekommen.“

„Na, da werden wir einfach das Mädchen vorladen ...“

„Das ist leider ausgeschlossen, Herr Landgerichtsdirektor!“

„Warum?“

„Dieses Mädchen, die unverehelichte Alma Pollack, hat sich in einem Anfall von Schwermut und Lebensüberdruß mit Leuchtgas vergiftet!“

Hallmann schüttelte den Kopf: „Damit ist es also auch nichts! Wir haben nunmehr zwei Stücke aus dem Nachlaß der Frau Streckaus. Aber von beiden wissen wir nur, daß der Zeuge sie irgendwie erworben hat. Über das Wie macht Vogel Angaben, die das Gericht in der ihm geeignet erscheinenden Weise verwerten wird. Meine Herren!“ Er wandte sich rechts und links zu den Geschworenen und Richtern hin: „Es ist ein bißchen viel Soll in den Behauptungen des Zeugen da! ... Die Vermutung liegt nahe, daß Vogel die Agraße von van Geldern selbst bekommen hat!“

Der große Mann im grauen Anzug blickte überrascht auf. Er sah den Vorsitzenden an und dann hinüber zu dem Angeklagten. Und bei dieser Gelegenheit drehte er den Kopf noch ein wenig mehr und sah, wie nacheinander vier Männer, den Hut in der Hand, so leise wie möglich

durch die Schrankentür vom Zuschauerraum in den Verhandlungssaal traten und sich unauffällig rechts und links zu dem Zeugen hinschoben.

Willi Vogel wandte sich voll um mit einer leicht grüßenden Bewegung. Dann, sich wieder dem Vorsitzenden zukehrend, meinte er: „Ich sehe, daß die Behörde sich jetzt schon um mich bemüht. Aber wenn Sie, Herr Vorsitzender, auf meine wohl nicht ganz bedeutungslosen Aussagen – ich bin noch nicht zu Ende –, wenn Sie darauf Wert legen, dann bitte ich Sie, anzuordnen, daß diese vier Herren von der Kriminalpolizei zurück durch die Schranke auf ihre Plätze gehen. Dieser Saal hat nur die eine Tür. Es stehen außer den beiden Justizwachtmeistern vor und hinter der Tür noch je zwei Schupos. Das sind im ganzen sechs Mann, die sämtlich bewaffnet sind. Ich bin, wovon Sie sich leicht überzeugen können, völlig unbewaffnet. Es wäre also ein lächerliches Unterfangen von mir, wollte ich mich dieser Übermacht mit Gewalt entgegenstellen. Sechs bewaffnete Männer werden wohl selbst mit Willi Vogel fertig werden.“

Hallmann zögerte etwas. Aber dann winkte er den Kriminalbeamten, die durch die niedrige Schranke in den Zuhörerraum zurücktraten und sich dort in der ersten Reihe niederließen.

Man machte ihnen bereitwillig Platz; nur ein schlankes, blasses Mädchen mit schwarzem Lockenkopf, das gleichfalls seinen Sitz räumen mußte, stand unter lebhaftem Protest auf und verließ, als sie hinter der letzten Bank stehen sollte, wütend den Saal.

Dieses Mädchen eilte mit großer Schnelligkeit die schmale Steintreppe hinab, die von dem hochparterre gelegenen Saal zu einem Seitenausgang des Justizgebäudes hinabführte. Als sie die Straße erreichte, blieb sie stehen. Ein Menschauflauf! Viele Neugierige, die sich um einen mit Heu hochbeladenen Wagen scharten, der umgestürzt war. Das Mädchen ging näher, trat zu dem Kutscher, der bei seiner umgestürzten Fuhre stand. Der Mann war ärgerlich, schimpfte. Ein paar andere Zeugen mischten sich ein. Man lachte, und die Leute halfen, den Wagen hervorzuziehen, damit man das Heu, das meterhoch in breiter Fläche einen großen Teil des hier sehr ausgedehnten Bürgersteigs bedeckte, wieder aufladen könne.

„Haben Sie uns noch etwas mitzuteilen?“ fragte Hallmann im Gerichtssaal.

Willi Vogel nickte: „Ich muß mich gegen Ihre Annahme verteidigen, Herr Vorsitzender, daß die Vorweisung der Edelsteinagraffe durch mich

irgendwie als Trick oder als Taschenspielerkunststück bewertet werden könnte.“ Er hob seinen Kopf zu dem meterbreiten und sehr hohen Fenster über dem Platz des Staatsanwaltes, das als einziges im Saale offen stand.

„Von einem Trick oder einem Taschenspielerkunststück kann gar nicht die Rede sein“, meinte Hallmann, „man könnte viel eher, wie ich schon bemerkte, an ein nicht ungeschicktes Manöver denken, das zwischen Ihnen und dem Angeklagten verabredet worden ist. Aber wir wollen uns darüber nicht den Kopf zerbrechen. Bringen Sie uns den Mann, von dem Sie die Agraffe haben, und dann soll der somnambule Hellseher uns den andern zeigen, der ihm den Perlenring verkauft hat. Dann, aber auch erst dann, werden wir alle überzeugt sein, daß nicht van Geldern, sondern Ihr Held den Mord begangen hat!“

Vogel machte eine leichte Verbeugung: „Dazu bin ich gern bereit! Ich darf Sie dann wohl bitten, mich jetzt zu entlassen, damit ich die nötigen Schritte tue?“

„Ach nein“, Hallmann lachte, „darauf wollen wir es lieber nicht ankommen lassen! Ich glaube, jetzt ist der geeignete Moment gekommen, wo wir Sie Ihrer nicht immer ungefährlichen Tätigkeit vorläufig wieder entziehen wollen ...“

„Das heißt, ich soll verhaftet werden, Herr Landgerichtsdirektor?“

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Vogel!“

Hallmann winkte zum Zuschauerraum hin, wo die vier Kriminalbeamten rasch aufstanden.

In diesem Augenblick erlebte die Hörschaft des Saales ein einzigartiges Schauspiel. Sie sahen einen hohen, athletisch gebauten Mann noch einen Augenblick vor dem Richtertisch stehen, sich dann im nächsten zum Pult des Staatsanwaltes wenden, sahen, wie er mit einem Satz auf das Pult des Staatsanwaltes sprang und sich von da in die sonnenhelle Öffnung des breiten, hohen Fensters warf. Eine Sekunde stand er noch auf der braunen Fensterbank. In der nächsten war ein Mensch weniger im Saal.

Die Zuhörer schrien auf, sprangen von den Plätzen, saßen still, wie gelähmt da.

Dann wurde lautes Geschrei hörbar, das durch das offene Fenster von der Straße heraufdrang.

Ein Mensch war vom Himmel gefallen! Im gewaltigen Bogen landete die schlanke Gestalt auf dem Heuthron, den seine Freunde für ihn gebaut

hatten. Ein Auto hielt dicht daneben. Willi Vogel sprang hinkend, gestützt und gehoben von seinen Komplizen hinein, und lange ehe die Schupos und die Kriminalbeamten die Straße erreichen konnten, verschwand der Wagen um die Straßenecke.

Im Südosten der Stadt, weit hinter Neukölln, lag an der Königsheide ein eben zur Bebauung erschlossenes Terrain, an dessen Rand der Althändler Markus Schleich sein Gehöft hatte.

Hilde Hammer ging schnell eine Allee hinab über die Brücke des Kanals, dessen Wasser in der Sonne glitzerte. Die Straßen waren einsam und ohne Leben. Aber das Mädchen fürchtete sich nicht. Sie war schon mit Willi Vogel hier gewesen, kannte die Wege zwischen den Kiefern, die in der Öde träumten. Drüben im Baumschatten sah sie das trostlose Gemäuer, in dem der Althändler wohnte.

Ein Hund schlug an. Hildes Fuß stockte. Aber dann überwand sie die Bangigkeit und ging schnell bis an den Plankenzaun, an dem der Wächter geifernd, heiser bellend, hinaufsprang.

Sie wartete und rief ein paarmal den Namen des Händlers. Aber sie hörte niemand kommen. Und trotzdem öffnete sich plötzlich vor ihr die verwitterte Brettertür. Da stand Schleich, ein kurzer, gedrungener Mensch mit mächtigem Brustkasten. Er hielt mit der Faust den Hund am Halsband, der wütend auf das Mädchen losgehen wollte.

„Du bist’s?“ Die Stimme kam dumpf und knurrend, fast wie der Laut des Hundes. Der Mann stand gegen das Licht und war nicht zu erkennen. „Was haste denn?“

Hilde riß sich zusammen. Sie war sich der Schwere ihrer Aufgabe bewußt, und es überkam sie etwas von der Verwegenheit Willi Vogels, in dessen Auftrag sie hier stand.

„Sie haben uns doch das Diadem angeboten, Herr Schleich ... das will ich holen!“

„Haste denn die Platten? ... Fünftausend und nicht ’ne Mark weniger!“

Hilde nickte: „Ja, ich hab’s bei mir!“

„Von wem?“

Das Mädchen lachte auf: „Ach, Sie müssen mich doch nicht fragen, Vater Schleich! Das sag’ ich Ihn’ doch nich!“

„Von ’n Talon?“

Sie lachte wieder laut und frech.

„Na, denn komm mit!“

„Aber der Hund?“

„Der Sultan? Der tut dir nichts.“

Und er ließ den großen Packer los, der ein paarmal über den Hof tobte, dann, zu Hilde springend, das Mädchen anwitterte und ruhig zwischen ihr und dem Händler ins Haus ging. Unter einem Vorbau war die Tür, die hineinführte. Schleich schloß umständlich auf, ließ Hilde zuerst hineingehen und folgte ihr, den Hund mit „Zurück“ draußen haltend.

Drin ein schmaler Gang, von einer matten Flamme erleuchtet, die Schleich, als sie ins Zimmer traten, abdrehte. Ein paar Räume voller verstaubter Möbel. Kommoden auf Tischen, Stühle, vier und sechs ineinandergestellt, Schränke, alte Bilder, zusammengerollte Teppiche, irgendwo ein paar Uhren, die eine tickte laut und beschwerlich; dazwischen, labyrinthartig, ein Gang, der nach hinten führte.

„Bleib hier!“ Der Händler nahm das Mädchen bei den vollen Armen und drückte sie auf die bunte Samtdecke eines wackligen Diwans. Während er sich umdrehte, sah er noch zurück: „Daß du nicht etwa aufstehst und jehst mir nach!“

Dabei sah Hilde in dem matten Schein einer kleinen seidebeschrmtten Nachttischlampe in das Gesicht des Mannes: breit, rund, mit flacher Stirn und gewaltigen Backenknochen, Augen wie verdeckte Feuer.

Es war dem Mädchen, als striche ihr eine eisige Hand übers Herz. Aber sie gab sich Mühe, harmlos und heiter zu scheinen.

Kaum war Schleich nach hinten verschwunden, erhob sie sich mit Vorsicht und schlich ihm auf Zehenspitzen nach.

Sie hörte ein Klappern und Schurren und wand sich zwischen Möbel und Gerümpel dahin, wo Schleich eben ein Spind beiseite geschoben hatte, um nun durch eine Fallklappe in einem Schacht zu verschwinden.

Hilde schob sich geräuschlos vorwärts. Sie kam so weit, daß sie in das tiefe Erdloch, mehr war es nicht, hinabsehen konnte.

Unten kniete Schleich, hatte den Deckel einer Eisenkiste hochgehoben und kramte beim Schimmer der Glühbirne in seinen Schätzen.

Fast hingerissen sah das Mädchen da unten große Silberkörbe, prächtige Leuchter; Schmuck und Juwelen flimmerten und funkelten.



Jetzt nahm er das Diadem und stieg aus dem Erdloch – wie ein Schatten wich Hilde Hammer zurück.

Als der Hehler zu ihr trat, glitzerten in seinen umschatteten Augen Gier und Wollust.

„Na, wo haste das Geld?“

Hilde nahm aus ihrer Ledertasche ein Kuvert.

„Dreitausend“, sagte sie gelassen.

Schleichs Gesicht lief rot an. Noch beherrschte er sich. „Wat denn, wat willste damit saren?“

„Dreitausend“, wiederholte das Mädchen und – wie um ihn zu reizen: „Nich een Lappen mehr!“

Der Alte zitterte vor Wut. Die Brillanten des Diadems in seiner Hand warfen wilde Reflexe.

„Vafluchtet Pack! Hab euch doch jesacht, hier jibt’s nischt zu handeln. Fünf Null, und wenna nich wollt, denn laßt die dreckigen Finger davon. So ’ne freche Seege, stiehlt ’n alten Mann de Zeit! Fünftausend sar ick oder raus!“

„Aber ...“, versuchte Hilde noch einmal.

„Raus!“ Die Stimme des Alten schlug nicht mehr an, war nur noch ein Zischen. „Raus – oder ick mach den Hund los!“

Mit ein paar Sätzen war das Mädchen aus dem Zimmer.

Als der braune Bretterzaun mit der wütend kläffenden Töle weit hinter Hilde lag, ging ein Lächeln über ihr Gesicht. Das Kuvert, das nun wieder in ihrem Blusenausschnitt ruhte, enthielt nichts als weiße Papierstreifen.

\*

In der Schäferstraße rauschten die Wipfel der Kastanienbäume im Nachtwind, als Willi Vogel, mißtrauisch wie ein Wolf, über die vom Mondlicht bestreute Straße ging. Er war jeden Augenblick darauf gefaßt, daß irgendwo aus einer Hausflurnische ein paar Greifer hervorsprangen, von der anderen Seite noch zwei oder drei herzuliefen und ihn festmachten.

Ehemals hatte er bei solchen Gelegenheiten die Hände hoch gehoben und sich ruhig abführen lassen. Entweder hatte er nicht allzuviel auf dem Kerbholz, oder er war seiner Sache sicher, daß er bei Gelegenheit wieder ausrücken würde ... Aber wenn sie ihn jetzt fingen, konnte er damit

rechnen, daß sie ihn in Eisen legten. Und aus einer von den festen Zellen war es verdammt schwer, zu türmen ... Nein, heute gab's nur ein Entweder – oder; er entkam oder er blieb am Platz! Und dann würde er die große Reise nicht allein antreten! Ein paar von denen, die ihn durchaus haben wollten, mußten mit! Er war zu klug, um nicht einzusehen, daß es um die armen Kerle, die ihre Pflicht taten, schade war, daß sie Frauen und Kinder hatten und daß sie auch gerne lebten ... Aber er selbst, wollte er denn nicht leben? Und brauchte er mehr als ein bißchen Vertrauen in den Ernst, mit dem er sich vorgenommen hatte, ein neues Leben zu beginnen? Ach, es lohnte nicht, darüber nachzudenken! Wie's kam, so kam es eben!

Drüben war das Haus, in dem er mit seiner Liebsten wohnte. Aber er ging daran vorbei.

Plötzlich schwenkte er auf dem Absatz herum und ging schnell über den Fahrdamm. Drüben kam einer, der ihm verdächtig erschien, den wollte er sich näher ansehen. Doch der Passant setzte ruhig seinen Weg fort. Und Willi Vogel versank im Schatten der Einfahrt von Nummer siebzehn. Er öffnete das Tor so schnell, als drücke er es nur mit der Hand auf, und huschte über die Treppen.

Mit der leisen Behutsamkeit, die ihm in den langen Jahren seiner Zwangshaft zur zweiten Natur geworden war, verschwand er in der Wohnung im dritten Stock.

Hilde Hammer, die fünf Minuten nach ihm die Treppe hinaufstieg, kam in die dunkle, wie es schien, menschenleere Wohnung. Als sie einen Lockruf ausstieß, der wie Papageienschrei klang, ertönte irgendwoher ein dumpfes Händeklatschen. Mit einem jauchzenden Lachen stürzte das Mädels in ihr Schlafzimmer, riß die Tür des großen Schrankes auf und zog mit einem Ruck die Kleider beiseite, um dann geschickt die Rückwand des Schrankes selbst in zwei Teilen voneinander zu schieben.

Es war ein klug angelegtes Versteck, zu dem allerdings erst eine Verlegenheit des Baumeisters die Möglichkeit geboten hatte. Die Stube lag so, daß sie unter der Treppe des alten Hauses einen kleinen alkovenartigen Nebenraum hatte, den man mit einem großen Schrank bequem verstellen konnte.

Willi Vogel hatte das, kaum gesehen, schon ausgenutzt. Mehrere Male war bei Hilde Hammer nach ihm gesucht worden. Er hörte, auf seinem Bett liegend, die Beamten alles durchstöbern, ja die Wände abklopfen,

aber keiner kam auf den Gedanken, daß hinter der Schranktür die Wand zu Ende war.

Das war eine große Liebe zwischen Vogel und dem Mädchen. Sie hing an seinem Halse und lag in seinen Armen, als hätte sie ihn Jahre nicht gesehen.

Dann berichtete Hilde, was sie ausbaldowert hatte, und las die Anerkennung in seinen Augen, die ihr hundertfache Belohnung war für die Angst, die sie ausgestanden hatte.

Sie liefen die Treppe hinab und zum Hause hinaus, wieder über die weißen Mondstreifen und Striche unter den Kastanienbäumen, dahin, wo er das Auto eingestellt hatte. Sie wartete vor dem Schuppen. Er wollte erst den Freund herausholen und wandte sich dann zu ihr.

„Der wird ja nichts sagen, der Albert ... erfährt's ja auch gar nich ... Zwei Stunden, denn steht der Wagen wieder im Schuppen!“

Das ging wie der Teufel! Der kleine Laubfrosch knatterte und brachte die beiden, die unter dem Verdeck eng beieinander saßen, in kurzer Zeit wieder aus dem Weichbild der Stadt hinaus nach dem Südosten, wo die letzten Häuser sich an die Heide lehnten.

Hilde Hammer, die wußte, wie wenig man mit ihm sprechen durfte, wenn er etwas vorhatte, raunte ihm zu: „Paß auf ... der Kerl hat einen Riesenköter ...“

Der Mann lachte kurz. Da fiel ihr ein, daß dieser merkwürdige Mensch selbst vor dem bösesten Hunde keine Furcht hatte, und daß ihm auch niemals ein Hund etwas tat. War es sein Eigengeruch oder irgend etwas in seinem Wesen, eine Suggestion – jedenfalls nahm ihn kein Hund an! Er näherte sich den Tieren, die, statt ihn anzugreifen, entweder den Schwanz einkniffen und zurückwichen, oder sich wedelnd an seine Kleider drängten ... Er war auch so klug, von der Seite an das Gehöft heranzufahren, wo der Wind vom Hause auf ihn zu stand, wo also der Hund, der sicherlich noch auf dem Hofe war, die Witterung des sich nahenden Mannes nicht haben konnte. Als er aus dem Wagen kroch, langten Hildes Arme nach ihm, zogen seinen Kopf noch einmal an ihren Mund: „Ich hab' solche Angst um dich!“

Da lachte er: „Ich hol' bloß die Sachen, die von Martha Streckaus noch fehlen. Du wart'st hier 'ne halbe Stunde. Wenn ich denn nich da bin, fährst du nach Hause.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Du fährst nach Hause!“

Sie sah ihn an. „Ja“, sagte sie, und ihr Herz dachte: Mit dir oder gar nicht!

Das Mädchen blieb im Wagen, der im Schatten der Bäume auf der Straße stand. Willi Vogel stieg ohne Mühe und ohne daß ein einziger Laut des Hundes ertönte, über den Zaun und verschwand hinter dem niedrigen Gemäuer des schuppenartigen Hauses.

Hilde wartete lange. Sie sah auf ihre Armbanduhr: Es war nach zwei ... Zehn Minuten ... und noch zehn Minuten ... und wieder ... eine halbe Stunde. Da knallten rasch hintereinander drei Schüsse. Dann Klappern, Fallen und Krachen. Ein paar wütende Schreie ... Hundegebell.

Hilde war aus ihrem Wagen auf das Verdeck geklettert. Sie konnte das im Mondlicht liegende Gehöft weit übersehen. Und plötzlich sah sie eine hohe Gestalt hinter dem Gemäuer hervorrasen und über den Zaun setzen. Es knallte noch zweimal. Dem Mädchen war es, als hörte sie die Kugeln pfeifen. Für einen Moment erblickte sie auch den Händler, der um das Gebäude herumkam. Aber dann war sie schon von dem Wagen herunter und hielt Willi, der taumelnd, blutend auf sie zustürzte, in den Armen.

Wie sie und er ins Auto gekommen waren, wußten sie nachher selber nicht. Aber der kleine Laubfrosch gab alles her, was er in sich hatte.

„Der Kerl schießt gut ... zweimal ... glaub' ich.“ Willi Vogel stöhnte: „Fahr zu, Hilde!“

Der Motor ächzte. Das Mädchen nahm das Letzte aus ihm heraus. Sie mußte, als sie in der Schäferstraße waren, ihren Freund die Treppe hinauf fast tragen. Ihre Lungen gingen keuchend. Dazwischen das Stöhnen und Ächzen des Verwundeten. Aber furchtbarer als die Last bedrückte sie die Angst um sein Leben. Sie brachte ihn hinauf in sein Versteck, wo er bleich wie ein Toter mit eisern zusammengebissenen Zähnen lag und keinen Laut von sich gab.

„Du mußt runter und den Wagen wegbringen“, stöhnte er nach einer Weile.

Sie schluchzte: „Ja, ja ... aber du?“

„Ich lauf' nicht weg ... oder nein ... fahr erst zu Doktor Ohlig und sag's ihm!“

Das war ein Armenarzt im Norden. Ein Mensch, für den es nur Menschen gab ... Den brachte Hilde.

Und dem verdankte es Willi Vogel, daß er sich in dieser Nacht nicht verblutete.

Landgerichtsdirektor Hallmann hatte sich gerade auf das Lederpolster seines hohen Armstuhles niedergelassen und wollte die Sitzung eröffnen, als der Blitz mit schweflig-gelbem Schein krachend den Himmel aufriß und den Schwurgerichtssaal blendend erleuchtete. In das Knattern und Krachen tönte leichter Schreckenschrei einer Frauenstimme, der irgendwo oben von der Galerie kam; die Schläge folgten aufeinander mit atemraubender Heftigkeit und Eile.

„Na, wenn das lange dauert“, sagte Hallmann mit guter Laune, „dann warten wir noch ’n bißchen. Sie werden eventuell Licht machen müssen, Braune.“ Er neigte sich zu dem Justizwachtmeister, der eilfertig an den Schalter des großen Kandelabers lief.

Aber plötzlich war es, als klappte das Firmament auseinander. Blaue Lichtströme schossen durch die hohen Fenster. Die Sonne war da, lachte und vergoldete alles, was sie erreichen konnte.

„Wir wollen zuerst einmal die Herren Sachverständigen aus dem Juweliergewerbe hören. Herr Moldenhauer und Herr Jarres, bitte treten Sie vor!“

Die Herren leisteten den Eid.

„Sie haben, wie ich glaube, der Verhandlung von Anfang an beigewohnt? Ich darf also die genaue Kenntnis der Tatumstände und der Zeugenaussagen, soweit wir sie bis jetzt gehört haben, voraussetzen?“

Die beiden gutgekleideten Herren nickten. Jeder von ihnen wurde nun befragt über diejenigen Stücke aus dem Besitz von Martha Streckaus, die aus seinem Geschäft stammten.

Es war nichts als eine trockene Bestätigung der schon früher von dem Vorsitzenden gegebenen geschäftlichen Daten. Ehe die Juweliere aber abtraten, hob der ältere von ihnen, Benno Moldenhauer, leicht die Hand.

„Darf ich noch etwas sagen, Herr Präsident, was mir in dieser Verhandlung aufgefallen ist?“

„Bitte, Herr Sachverständiger!“

Der Juwelier lächelte ein wenig, strich über sein gewelltes, schon ergrauendes Haar und nahm dann die goldene Brille ab, um sie mit seinem Tuch zu putzen.

Es schien, als hindere ihn eine leichte Verlegenheit, auszudrücken, was ihn innerlich beschäftigte.

Der Vorsitzende, wohl in der Erkenntnis dieser Befangenheit, ermunterte den Sachverständigen: er solle sich durch keinerlei Rücksicht gebunden fühlen. Was irgendwie dem Zweck der Wahrheitsfindung in diesem Prozeß nützen könne, das solle und müsse hier unweigerlich gesagt werden!

„Mir ist aufgefallen“, begann der Juwelier, „ja ich möchte sagen, es hat mich gewundert, daß hier nur von so wenig Pretiosen die Rede war ... Ich glaube, Sie nannten vorher die Zahl dreizehn oder vierzehn, Herr Präsident?“

Der Vorsitzende nickte: „Das kann stimmen ... jawohl.“

Der Juwelier schüttelte energisch den Kopf.

„Verzeihung, Herr Vorsitzender, aber das stimmt nicht! Solange Frau Streckaus ihr Geschäft hatte – ich glaube, sie hat sich im Jahre einundzwanzig etabliert ...“

„Zweiundzwanzig“, warf van Geldern ein.

„Ja, das ist auch möglich. Also jedenfalls sind es zirka acht Jahre. Nicht während dieser ganzen Zeit, aber immerhin schon über fünf Jahre habe ich mit Frau Streckaus in geschäftlicher Verbindung gestanden. Es ließe sich aus meinen Büchern feststellen, wieviel Schmuck, zum Teil recht wertvolle Stücke, ich von der Getöteten übernommen und ihr je nach dem Wert bar bezahlt habe.“

Der Vorsitzende wurde aufmerksam: „Wie erklären Sie sich denn den häufigen Verkauf von Schmuck seitens der Getöteten, Herr Moldenhauer?“

„Ich konnte keine andere Erklärung dafür finden, als die, die sie mir selbst gegeben hat ... wie wir sie ja, irre ich nicht, auch hier von Herrn van Geldern gehört haben ...“

„Sie meinen“, warf Hallmann ein, „daß die Kundinnen der Frau Streckaus, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten, allerlei Schmuckstücke in Zahlung gegeben haben?“

Der Juwelier nickte und schwieg, aber es blieb der Eindruck, als hätte er noch nicht alles gesagt, was er wußte.

Der Vorsitzende fragte von neuem: „Sie haben keine Bedenken gehabt, die Schmucksachen anzukaufen?“

„Im allgemeinen nicht, Herr Vorsitzender, nur ... in einem oder in zwei Fällen. Das waren sehr kostbare Stücke. Besonders eine Kette aus antiken Gemmen, in der schon die Steine einen bedeutenden Wert hatten, die Arbeit aber, ich meine der Schnitt der Gemmen, zu dem besten gehörte, was mir jemals vorgekommen ist.“

„Wie hoch bezifferte sich der Kaufpreis für diese Kette?“

„Wenn ich mich recht erinnere, habe ich rund hunderttausend Mark bezahlt, ... ich habe die Kette später an einen französischen Sammler weiterverkauft.“

„Nun sagen Sie bitte, Herr Zeuge, die Bekundungen, die Sie jetzt hier in durchaus dankenswerter Weise freiwillig gemacht haben, welche Bedenken ... ich meine, aus welchem Anlaß ... warum sagen Sie uns das jetzt?“

Der Juwelier zögerte. Der Entschluß, sich ganz offen auszusprechen, fiel ihm nicht leicht.

„Weil mir nachträglich ... der Handel, den Frau Martha Streckaus, nicht allein mit mir, in Schmucksachen getrieben hat, etwas sehr umfangreich erscheint.“

Er schwieg. Der Vorsitzende sagte nichts. Vierklee wollte sich eben erheben. Da stand Doktor Malkenthin schon an seinem Fensterplatz, aufrecht hinter dem Pult.

„Herr Zeuge, wenn ich Sie recht verstanden habe, so wollen Sie mit dieser Ihrer letzten Bekundung sagen, daß die ermordete Frau Streckaus vielleicht auch noch andere Lieferanten als ihre Kundinnen“ – er betonte die beiden letzten Silben – „gehabt haben könnte, und daß sie denen die vielen Kostbarkeiten verdankte, die hier in Rede stehen? ... Die Staatsanwaltschaft hat sich diese Frage gleich zu Anfang der Erhebungen vorgelegt. Und nicht allein wir haben die daraus entstehenden Konsequenzen erwogen und in langen Besprechungen mit dem Herrn Untersuchungsrichter immer wieder erörtert, sondern es ist auch die Kriminalpolizei bemüht gewesen, alle diesbezüglichen Unklarheiten aufzuklären ... Ob nun diese Schmuckstücke von ihren Verkäufern oder Verkäuferinnen reell erworben worden sind, das kann weder die Polizei noch die Staatsanwaltschaft wissen. Wir haben uns auch darum vielerlei Mühe gegeben, und es ist uns bei den hier bekanntgewordenen Stücken nicht in einem einzigen Fall gelungen, einen unrechtmäßigen Erwerb festzustellen oder sie gar als Diebsgut wiederzuerkennen. Um was es sich hier handeln kann, ist einzig und allein der Verdacht, daß irgendein



Mensch, mit dem die Ermordete heimlich in unlauterem Verkehr oder sagen wir es deutlicher in einer verbrecherischen Geschäftsbeziehung gestanden hat – – ob der vielleicht auch der Mörder war. Alles, was geschehen konnte, um das festzustellen, ist getan worden – mit negativem Erfolg. Nie hat jemand bei Frau Streckaus einen Menschen gesehen, dem derartige Dinge zuzutrauen gewesen wären. Und ich frage an dieser Stelle – im vollen Bewußtsein, daß ich die von mir vertretene Anklage damit aufs schwerste erschüttern könnte – jetzt den Angeklagten selber: Haben Sie, Angeklagter, frage ich, jemals in der Zeit, in der Sie mit Ihrer späteren Frau verkehrten, und in dem Jahr, wo Sie miteinander verheiratet waren, eine derartige unlautere Geschäftsverbindung zwischen Ihrer Gattin und irgendwelchen verdächtigen Individuen beobachtet oder auch nur gemutmaßt?“

Paulus erhob sich von seinem Sitz. Groß, gerade, aber mit gesenktem Kopf stand er da, als denke er nach.

„Ich kann das nicht sagen, Herr Staatsanwalt. Zu meiner Frau kamen viele Menschen. Nicht nur in die Westender Wohnung, auch in das Stadtgeschäft in der Tiergartenstraße. Ich selbst war immer mit Arbeit überlastet. So war ich weder in der Lage noch willens, meine verstorbene Frau zu kontrollieren.“

„Aber bemerkt oder vermutet haben Sie solche Beziehungen auch nicht?“ wiederholte der Vorsitzende Doktor Malkenthins Frage.

Paulus schüttelte den Kopf und setzte sich.

Doch während er sich niederließ, war es ihm, als husche schemenhaft eine Reihe verdächtiger Schatten vorüber, Männer und Frauen, die er bei seiner Frau gesehen hatte. Ein blondes Mädchen war da einmal gewesen, eine auffallende Erscheinung. Sehr groß, schön und ebenmäßig gewachsen, mit einem Kopf wie aus Wachs modelliert.

Paulus strengte sein Gedächtnis an. Und jetzt fiel ihm Tag und Stunde wieder ein, wo er dieses Mädchen bei Martha gesehen hatte. Sie standen beide auf dem Balkon in der Tiergartenstraße und lehnten an dem vergoldeten Gitter, als er in den Salon trat. Die Frau nannte sich Lula de la Rocca. Er hatte es behalten, weil er sich des altitalienischen Fayence-Bildners erinnerte. Sicherlich war das nur ein angenommener Name. Sie war sehr hübsch und verblüffend gemalt, und Paulus erinnerte sich kaum, ein bei all seinem Reiz so inhaltloses Gesicht gesehen zu haben ...

Später war sie noch einmal in seinen Gesichtskreis getreten. An einem Vormittag, als er seine Frau aus ihrem Atelier zu einer Matinee abholen

wollte. Da hatte Martha mit dem blonden Mädchen in dem kleinen Extrazimmer gleich neben dem Korridor bei einer Flasche Chartreuse gesessen. Das Zimmer war voll von dem Qualm der schweren türkischen Zigaretten, die er nicht leiden mochte. Und in dem Augenblick, als er, offenbar unvermutet, hereinkam, hatte Martha ein blaues Foulardtuch über den kleinen Tisch geworfen – nicht schnell genug, als daß er nicht eine ganze Handvoll Schmucksachen auf dem Tisch hätte liegen gesehen. Er war mit einer Entschuldigung aus dem Zimmer gegangen, hatte drüben im Atelier mit der Direktrice gesprochen und nach kurzer Zeit die blonde Frau fortgehen sehen. Das alles lief jetzt in Sekundengeschwindigkeit durch sein Erinnern. Er wollte schon den Mund öffnen, um es vorzubringen, aber eine Schlawheit, eine gefährliche Unlust, sich jetzt noch an seinen Dingen aktiv zu beteiligen, hielt ihn nieder. Er fühlte, daß er hätte sprechen müssen, aber er sprach nicht.

Und plötzlich aus dem Kampf zwischen Gleichgültigkeit und Lebenswillen wurde er aufgestört durch den Ruf: „Die Zeugin Minna Müller!“

Vorbei! stöhnte es in ihm, und eine kranke, selbstzerstörerische Befriedigung legte sich wie eine träge, ölige Schicht auf seinen Widerstand.

Eine nicht große, breitschultrige Frau trat mit unsicherem Gang vor den Richtertisch. Als sie den Mund öffnete, um den Eid zu leisten, klang ihre Stimme, als klopfe jemand mit hartem Holz auf Blech.

„Fräulein Müller, Sie wissen, um was es sich handelt. Es geht hier um ein Menschenleben. Sie sind jahrelang mit der getöteten Frau nicht nur bekannt, Sie sind, so darf man wohl sagen, ihre einzige und beste Freundin gewesen?“

„Ja“, sagte die Müller. Das Wort klang trocken und hart.

Der Vorsitzende, eindringlich, mit erhobenem Finger: „Aber gerade deshalb, Fräulein Zeugin, gerade weil Sie mit der Getöteten Jahre hindurch befreundet gewesen sind, weil Sie sie geliebt haben wie vielleicht kein anderer Mensch –“

Ein dumpfer Quallaut stöhnt durch den Saal. Die im Zuschauerraum reckten die Häuse. Kein Wort soll ihnen entgehen! Paulus van Geldern sitzt, die Hände auf den Knien, den Kopf ein wenig senkend, in stummer Erwartung.

„Gerade deshalb“, mahnte der Vorsitzende, „dürfen Sie sich in Ihrer Aussage in keiner Weise beirren lassen, Fräulein Müller, müssen alles

ausschalten, was vielleicht an Zorn, Verachtung oder Haß gegen den Angeklagten in Ihnen lebt ... denken Sie, Sie hätten ihn nie gekannt! Denken Sie, Sie sähen ihn hier zum erstenmal! Sie wüßten nicht, daß er es war, der Ihre Freundin ermordet –“ (eine Sekundenpause) „ermordet haben soll! ... Und nun sagen Sie uns alles, was Sie wissen, sagen Sie die volle Wahrheit!“

Minna Müller holte tief Atem, dann erhob sie ihre kurzen, kräftigen Arme zu halber Höhe, wandte sich nach links, wo der Angeklagte saß, und rief, den Arm weit zu ihm hinüberreckend: „Er ist der Mörder!“

Kein Mensch bewegte sich, nur der Angeklagte hatte seinen Kopf erhoben und begegnete dem Blick dieser flackernden Augen, die von einem abgründigen, sinnlosen Haß erfüllt waren.

„Das dürfen Sie nicht sagen“, mahnte der Vorsitzende, „Sie sollen nur Ihre Beobachtungen mitteilen und alles angeben, was zur Erforschung der Wahrheit dienen kann.“

Da lachte Minna Müller. Es war ein gemeines, trotziges und freches Gelächter, daß es die Männer, die darum saßen, die Menschen vor und hinter der Schranke, kalt und schauerlich anwehte. Aber dann besann sich die Frau im grauen unmodernen langen Kleid, die ihre Kappe in der Hand trug, der das blondgraue Haar unordentlich um Kopf und Schläfen hing.

„Ich soll sagen, was ich weiß“ – die Stimme blieb tonlos und blechern – „ich soll sagen, was ich weiß ... ja, ich sage, was ich weiß“, und wieder die streckende, reckende Handbewegung ihrer kleinen eckigen Männerfaust: „Der da ist der Mörder!“

Hallmann schüttelte den Kopf.

„So geht's ja nicht, Fräulein Müller, Sie haben sich früher niemals mit einer solchen Bestimmtheit geäußert, daß der Angeschuldigte, Paulus van Geldern, die Tote ermordet hätte. Wollen Sie das, was Sie in der Voruntersuchung als möglich, als Vermutung ausgesagt haben, jetzt als feste, unumstößliche Tatsache hinstellen?“

Die Zeugin, als hätte sie die Worte des Richters überhört, antwortete nicht. Hallmann mußte seine Frage wiederholen.

Da hob sie den Kopf, daß ihre Augen die Decke traf, und begann zu schreien und zu schluchzen. Unheimlich heulte sie ihre stumpfsinnige Anklage heraus: „Ja ... ja ... ja ... ja, er ist der Mörder!“

Keiner konnte sich diesem schrecklichen Eindruck entziehen. Auch der Vorsitzende nicht. Aber er mußte Ordnung in die Dinge bringen. Mit starker Stimme befahl er: „Erzählen Sie bitte genau, soweit Sie es wissen, was sich an dem Mordtage, am fünften Januar dieses Jahres, in der Villa Martha zugetragen hat.“

Minna Müller blickte ratlos um sich. Sie begriff offenbar nicht, was man von ihr wollte.

Noch einmal erläuterte ihr Hallmann seine Frage. Und nun fing sie zögernd, tastend, als sei alles lichtlos und finster um sie her, ihren Bericht an: Sie hatte vormittags geplättet. Und dann kam ihre Freundin ... kam Martha ... woher? ... wo die gewesen war ... nein, das wußte sie nicht mehr ... Martha hatte sich dann in dem Kissenzimmer hingelegt ...

„Aber van Geldern war doch inzwischen gekommen, Fräulein Müller? ... Und die Gatten hatten sich, wie wir hier gehört haben, ziemlich ausgiebig gestritten?“

Minna Müller schüttelte den Kopf und sagte: „Gestritten nicht, bloß so ... laut geredet ...“

Hallmann lächelte.

„Wie man es nennen will! ... Und dann hat sich Ihre Freundin hingelegt?“

„Ja ... und er ist weggegangen ...“ und völlig abwesend, als blicke sie tief in sich selbst hinein: „... aber ist er denn wirklich ...?“

Sie wandte sich mit einer so plötzlichen Lebhaftigkeit an den Vorsitzenden, daß er ein wenig zusammenfuhr und sie nur kopfschüttelnd anblickte.

„Ist er denn wirklich weggegangen? ... Ich war in der Glasveranda, lag im Liegestuhl und habe gelesen. Ja ... geschlafen habe ich auch. Und als ich aufwache und will wieder das Buch vornehmen, da kriege ich mit einmal solchen furchtbaren Schreck, und mir ist, als wenn mich was ruft ... und renne rauf bis an die Tür von Marthas Zimmer und sehe sie liegen mit ... mit ...“

„Mit wem denn? Mit wem – – –?“

Und abermals, jetzt aber mit wütendem Kreischen ruft Minna Müller, die Faust gegen den Angeklagten vorstoßend: „Mit dem da! Mit dem!!“

Und ehe man sich's versieht, hat sie mit der Rechten in die Tasche ihres langen Rockes gegriffen, ein großes Schlüsselbund hervorgeholt und es aufheulend gegen van Gelderns Gesicht geschleudert.

Einen Augenblick schien es, als wollte sich der große Mann auf die Zeugin stürzen. Aber die beiden Schupos an seiner rechten und linken Seite hatten nicht nötig, sich zu erheben. Der Angeklagte zitterte nicht einmal mit der Hand, als er nun das Schlüsselbund aufnahm und es seinem Anwalt reichte.

Die im Weinkampf Zuckende führte der Justizwachtmeister auf der einen und Doktor Meyer (der heute der Verhandlung beiwohnte) auf der anderen Seite zu einem Stuhl am Fenster. Aber sie hatte nur wenige Sekunden dort gesessen, da beruhigten sich ihre heftigen Atemstöße, sie trat wieder an das Eidespult. Sie sprach auch jetzt ruhiger.

In all den Krankheitsnächten, die sie durchlebt und durchlitten, hatte sich ihre Seele immer mehr hineingebohrt in die Erinnerung an jene entsetzlichen Stunden. Und wenn es ihr zuerst noch unklar gewesen wäre, wenn sie immer wieder daran gedacht hätte, daß ihre Aussage vielleicht einen Unschuldigen aufs Schafott bringen würde, jetzt, in ihrer letzten Krankheit, sei es ihr sonnenklar geworden, da hätte sie nicht bloß das Bild in dem dämmrigen Zimmer, nicht allein ihre Freundin deutlich erkannt – nein, auch den Mann, der bei ihr war, habe sie deutlich gesehen! Das war Paulus van Geldern!

Und alle Vorhaltungen des Landgerichtsdirektors, das beharrliche Zureden des Staatsanwalts, der jetzt ganz die Rolle des Anklägers aufgab und so sehr zum Verteidiger wurde, daß für Doktor Vierklee fast nichts zu tun übrig blieb – alle die ernstesten und guten Ermahnungen brachten die Zeugin Minna Müller nicht davon ab, daß sie am 5. Januar mittags um vier Uhr in jenem Kissenzimmer ihre Freundin Martha Streckaus neben dem Angeklagten Paulus van Geldern habe liegen sehen.

„Bitte, setzen Sie sich!“ sagte Hallmann. Aber er mußte seine Mahnung einige Male wiederholen, ehe die Zeugin seufzend ihren Platz verließ.

Der Vorsitzende wandte sich nach rechts und links, sprach leise mit den Beisitzern und Geschworenen und sagte dann, sich erhebend: „Ich halte es für richtig, wenn wir dieser Vernehmung sofort den Lokaltermin folgen lassen. Herr Justizwachtmeister, sorgen Sie für genügend Autos! Wir sind“, er blickte prüfend umher, „zehn oder zwölf Personen.“

Keine Zeitung hatte noch etwas darüber bringen können, daß heute nachmittag der Lokaltermin in der Mordsache van Geldern abgehalten werden sollte. Und doch warteten, als das Gericht aus dem Steinportal auf die breite, grelle Straße hinaustrat, schon ein paar hundert Menschen, die den Angeklagten sehen wollten. Schupos standen Mann an Mann als lebendige Kette. Gegen sie drängte zu beiden Seiten die Menge. Und ein halbwüchsiger Bursche besaß die Dreistigkeit, bei einem der wartenden Wagen die Hintertür aufzureißen, um durch das Auto zu springen und so an den Eingang des Gerichtsgebäudes zu kommen. Er wurde unsanft heimgeschickt, und die Schupowachtmeister nahmen nun eine energische Haltung an.

Jetzt traten Rechtsanwalt Vierklee und die beiden sachverständigen Psychiater aus dem Portal. Dann kamen einige Zeugen und hinterher das Geschworenengericht. Johlen und Schreien. Aber Hallmann zeigte sich auch dieser Situation gewachsen. Er wandte sich zur Seite und rief zwischen den Schutzleuten hindurch in die Menge: „Geht nach Hause, Herrschaften! Hier ist nichts zu sehen! Der Angeklagte ist längst fort. Wer sich aber ungebührlich benimmt, den lasse ich kurzerhand einsperren!“

Geschrei und Gelächter war die Antwort.

Da, ein kurzer Wink, eine rasche Weisung, die Schupos gingen vor, griffen sich drei von den lautesten Schreiern und transportierten sie ab.

Dann rollte ein Auto nach dem anderen vor die Polizeikette. Die Prozeßteilnehmer stiegen rasch ein. Und Minuten später lag die Straße wieder wenig begangen und einsam im Sonnenlicht.

Es ist gut, daß ich den Angeklagten durch den Gang nach Alt-Moabit habe hinüberbringen lassen! dachte Hallmann, während die Wagen schnell ihrem Ziel zurollten.

Vor der Villa in der Quintenallee standen schon mehrere Autos, die die Presseleute und den Angeklagten herausgebracht hatten. Die beiden Kriminalassistenten, die van Geldern eskortierten, führten den Gefangenen eben ins Haus, als das Gericht anlangte.

Wenige Passanten standen auf der Straße herum, aber aus allen Nachbarvillen lugten erschreckte, neugierige Gesichter. Auch hier

flackerte überall das Gerücht auf: Der Gattenmörder wird zum Lokaltermin hergebracht!

Aus dem vierten Auto stiegen die Zeugin Minna Müller, Doktor Meyer, den man zu ihrem Beistand mitgenommen hatte, der Justizwachtmeister Braune und das kleine Hausmädchen Frieda Neurich. Die vier schlossen sich den Richtern und Geschworenen an, als sie in den Vorgarten der Villa traten.

Paulus van Geldern stand zwischen den Kriminalbeamten auf der Diele. Seine linke Hand war an die rechte des Assistenten Rothe geschlossen.

„Ich hätte Sie gern ungefesselt gelassen“, sagte Hallmann, „aber durch Ihren Fluchtversuch aus dem Untersuchungsgefängnis haben Sie sich dieser Vergünstigung selbst beraubt ... oder wollen Sie mir Ihr Wort geben, daß Sie uns hier keinerlei Ungelegenheiten machen, dann will ich Ihnen wenigstens hier die Fesseln lösen lassen.“

Der junge Rechtsanwalt verbeugte sich. Seine Lippen murmelten ein halblautes: „Ja ... danke.“

„Hier sind Sie also, als Sie an jenem Mittag nach Hause kamen, hereingekommen?“

„Jawohl, Herr Landgerichtsdirektor, ich bin vorn durch die Gartenpforte über denselben Weg, den wir eben gegangen sind, hier raufgegangen.“

„Und wo ist nun der Eingang zum Eßzimmer?“

Die kleine Frieda mit ihrem schwarzen Kraushaar öffnete dienstefrig den Eingang nach links, der ins Speisezimmer führte.

„Hier haben Sie die letzte Auseinandersetzung mit Ihrer Frau gehabt?“

„Ja, Herr Landgerichtsdirektor!“ Die Stimme des Angeschuldigten flackerte.

„Dann sind Sie zurück über die Diele ins –“

„In mein Arbeitszimmer gegangen, Herr Landgerichtsdirektor.“

„Bitte!“

Van Geldern, dessen Fessel der Kriminalassistent mittlerweile aufgeschlossen hatte, ging voran und öffnete die Tür zu dem Arbeitsraum, in dem die Fenstervorhänge geschlossen, die Jalousien herabgelassen waren. Wie dumpfer Modergeruch stockte hier die Luft.

Der Vorsitzende und der Beisitzer Ernemann traten ein. Dann der Kriminalbeamte, der für seinen Gefangenen verantwortlich war und van Geldern keinen Augenblick aus den Augen ließ. Der Vorsitzende ging nahe an Paulus heran: „Ich möchte hier noch einmal, Herr Rechtsanwalt, die Frage an Sie richten: Wollen Sie, ehe ich Sie an den Ort der furchtbaren Tat führen lasse, wollen Sie nicht doch noch vorher ein Geständnis ablegen?“

Paulus van Geldern schüttelte langsam den Kopf.

„Ich weiß nichts ... ich habe nichts zu gestehen, Herr Landgerichtsdirektor. Ich kann mich auch an nichts mehr erinnern.“

Hallmann fragte schnell: „Sie können sich nicht erinnern? Was heißt das? Soll das heißen, daß Ihr Gedächtnis Sie so im Stich läßt ... daß Sie das Verbrechen vielleicht doch begangen haben? Vielleicht in einer Art von Willenlosigkeit ... im Dämmerzustand, ohne sich eigentlich der Tat bewußt zu sein?“

Paulus schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Landgerichtsdirektor, ich habe die Tat nicht begangen ... das einzige, worüber ich mir unklar bin, ist, womit ich die Zeit, während das Verbrechen geschah ... verbracht habe.“

In wesentlich kühlerem Ton forderte nun Hallmann den Angeklagten auf, mit hinüber in das „Kissenzimmer“ zu kommen. Die Tür, die von der Diele aus hineinführte, war verschlossen. Der Justizwachtmeister Braune holte den Schlüssel aus seiner Rocktasche und schloß auf. Auch dieses Zimmer war verdunkelt. Was aber die Prozeßteilnehmer beim Eintritt stutzen und unwillkürlich zurücktreten ließ, war der Gestank, der aus dem seit Monaten nicht geöffneten und gelüfteten Raum herausquoll. Faulend wehte es den Eintretenden entgegen. Braune beeilte sich die Fenster aufzureißen.

Als letzte kam zwischen dem kleinen Dienstmädchen und Doktor Meyer, der heute seine gute Laune ganz verloren hatte, Minna Müller herein. Sie riß sich vom Arm des Arztes los.

„Aber Fräulein! ... Was ist denn? ...“

Die graue Gestalt sprang auf die Kissen und warf sich, aufschreiend und schluchzend, dort nieder, wo die großen braunen Flecke von dem traurigen Ende der Freundin redeten. Sie griff mit ihren harten Händen wie eine Wahnsinnige in die Kissen, warf sie durcheinander, riß daran herum und brachte endlich, laut aufgellend, den Körper rückwärts auf die Knie werfend, einen blitzenden Gegenstand zum Vorschein.



Es war ein goldener Bleistift mit einem Diamanten am Knopf.

„Das ist van Gelderns Blei! ... Meine arme Martha hat ihn dir geschenkt, du verfluchter Hund!“

Sie war aufgesprungen, zu dem Angeklagten hingestürzt und konnte nur mit Mühe durch den Arzt und den Justizwachtmeister von einem neuen Angriff auf van Geldern zurückgehalten werden. Dabei schrie sie fortwährend und sprudelte Beschimpfungen.

„Hat Ihnen der Krayon gehört?“ fragte Hallmann.

Paulus nickte langsam.

„Ja, Herr Landgerichtsdirektor. Er ist mein Eigentum ... ein Geschenk meiner verstorbenen Frau.“

„Und wie kommt er hierher? ... Gerade an diesen Ort?“

„Ich weiß es nicht, Herr Landgerichtsdirektor. Ich kann nur annehmen, daß ich ihn verloren habe, als ich mich in meinem Entsetzen über das Verbrechen zu meiner toten Frau herunterbeugte.“

Irgendein Laut kam auf in dem Raum, in dem trotz der offenen Fenster noch immer der Blutdunst schwebte. Es war kein Lachen, niemand hatte gelacht. Aber trotzdem lag in diesem Ton all der Zweifel, der Unglauben, das ganz empörte „Nein“, das die Herzen der kleinen Versammlung füllte.

Mit kalter, fast geschäftsmäßiger Stimme wandte Hallmann sich an den Angeklagten: „Ich stelle hiermit vor Zeugen fest, daß dieser goldene Bleistift heute von der Zeugin Minna Müller bei der Besichtigung des Tatortes an der Mordstelle gefunden worden ist.“

„Und ich darf dazu bemerken“, die Stimme des Staatsanwalts schnitt wie ein scharfes Messer in die Spannung des Augenblicks, „daß dieser goldene Bleistift das letzte Glied der Beweiskette ist, die nun lückenlos die Schuld des Angeklagten abschließt. Niemand wird ihm glauben, daß der Bleistift ihm zufällig in dem Augenblick herausgeglitten ist, als er sich über die Tote beugte. Mit aller Wahrscheinlichkeit hat er ihn bei Begehung der Tat verloren.“

Da stand Vierklee dem Ankläger schon gegenüber: „Ich lehne es ab, mich hier zu der Behauptung des Herrn Staatsanwalts zu äußern. Denn nichts weiter als eine Behauptung ist dieses neue Indizium. Ich stelle demgegenüber fest – und versichere feierlich –, daß Herr van Geldern mir am Tage nach dem Morde, lange bevor er des Verbrechens bezichtigt

und angeklagt war, gesagt hatte, er hätte am Mordtage seinen goldenen Bleistift verloren. Er wisse aber nicht, wo.“

Raunen und Tuscheln unter den Anwesenden im Mordzimmer. Hallmann faßte die deutlichen Zweifel in die Worte zusammen: „Unmöglich ist nichts ... man wird abwarten müssen, wie das Gericht sich den Angaben des Angeschuldigten gegenüber verhält!“

Schon um drei Uhr hielten die Autos wieder vor dem Portal des Justizgebäudes. Auch jetzt hatte man die Vorsicht gebraucht, van Geldern vorausfahren und den Eingang zum alten Justizgebäude benutzen zu lassen. Die Leute hatten sich bereits verlaufen, nur ein paar der hier umherbummelnden Kriminalstudenten wurden auf die Anfahrt der Gerichtspersonen aufmerksam.

Oben im Zeugenraum auf dem breiten Korridor vor dem Schwurgerichtssaal war alles in nervöser Spannung. Die Menschen, die nun schon seit Tagen hier ihrer Vernehmung harrten oder wenigstens immer noch zur Stelle sein mußten, wurden ungeduldig, ärgerlich über die langweilige und beängstigende Unterbrechung ihrer Lebensgewohnheiten, und warteten auf irgendeine Sensation, die sie aufreizen und von neuem beschäftigen sollte. Nur zu gern hätten sie alle dem Lokaltermin beigewohnt, der sich draußen in Westend vollzog.

Sergej Iwanowitsch Orloff stand mit dem Boxmeister O'Hara an der Steinbalustrade. Sie spielten „Quitt et Double“ und waren mindestens bei der zwölften Partie. Der Boxer, der verlor, fluchte lästerlich. Loni Bomperle kam mit ihrer Freundin Hortense herüber und bat, die Herren sollten sie wenigstens am Gewinn beteiligen.

Greta Heerström saß, wie immer, neben ihrer Mutter, und die alte Dame bemühte sich vergeblich, das blasse Mädchen aus seiner grüblerischen Verzweiflung herauszureißen. Greta schüttelte den Kopf: „Wenn ich doch nur eine Ahnung hätte, was ich anfangen soll. Ich habe immer gehofft“, sie beugte sich zum Ohr der Mutter, „daß Vogel wiederkommen wird. Der ist der einzige, der uns helfen kann! ... Ach, Mutter, ich kann's doch nicht mit ansehen, daß er verurteilt wird! ... Ob ich denn noch einmal mit ihm werde sprechen dürfen, wenn sie ihn nachher abführen?“

„Aber gewiß, liebes Kind, sicherlich! Das können sie dir, als seiner Verlobten, gar nicht verweigern!“

„Ach, ich hoffe ja auch!“ Greta tupfte mit ihrem Tuch die immer von neuem hervorquellenden Tränen vom Gesicht.

Bewegung kam in die Menschen. Ein großes, schlankes Mädchen mit auffallend weißem Gesicht unter dem dunklen Lockenkopf war an dem

postenstehenden Schupo vorbei zu dem Justizwachtmeister herangetreten und sagte mit halblauter Stimme: „Ich habe ’was für den Herrn Vorsitzenden abzugeben!“ Sie gab dem Beamten einen in weißes Papier gewickelten Karton: „Sei’n Sie doch so gut und geben Sie ihm den!“

„Von wem kommen Sie denn?“

Sie entblöbte im Lachen prachtvolle Zähne: „Ach, das ist privat“, sie wandte sich zu den beiden Tischen hin, die eine Art von Sperre bildeten, und verließ in sichtlicher Eile den Zeugenraum.

Man sah der hübschen Erscheinung einen Augenblick nach und wandte sich wieder der Unterhaltung zu.

Dicht beim Eingang stand ein dünner, mittelgroßer Mann und sah gleichgültig zum Fenster hin. Der ging dem großen Mädchen nach. Unauffällig, scheinbar ohne Ziel und Absicht.

Aber Hilde Hammer war zu schlau und wachsam, als daß sie diesen Menschen nicht auch gesehen und erkannt hätte. Es war einer von den Beamten, die vor Monaten ihre Wohnung durchsucht hatten, um Willi zu fangen. Sie hütete sich wohl, schneller zu gehen.

Rasch tanzte sie die große Steintreppe hinunter. Dabei dachte sie über die Haussuchung nach, bei der sie damals vor Angst fast umgekommen war. Und jetzt fiel ihr auch der Name des Kriminalbeamten ein, der ihr folgte. Aus ihrer Schilderung hatte Willi sofort den Assistenten Rothe erkannt. Hilde blickte sich um, da sah sie, daß der Beamte stehenblieb, daß er sie nur mit den Augen verfolgte. Sie lachte ihn an. Und er nickte ihr zu mit einem merkwürdigen Lachen.

Hilde Hammer ahnte, daß die Begegnung nicht so harmlos in ihren Folgen sein würde. Furcht befiel sie für den Geliebten, der verwundet in seinem Versteck lag. Willi hatte ständig hohes Fieber, und, wie der Arzt sagte, er durfte noch lange nicht aufstehen. — —

\*

Im Zeugenraum, ganz in der Ecke, nicht weit von der Bank, auf der Greta mit ihrer Mutter saß, standen jetzt zwei Menschen, die sich leise unterhielten.

„Ich glaube, ich komme gleich ran“, sagte die Frau, deren Gesicht wie ein Puppenkopf in den zartesten Farben gemalt war.

Ihr Kavalier, sehr groß, sehr gut angezogen, bewegte kaum eine Miene seines Gesichts, als er kühl erwiderte: „Nun? ... Und wenn? Natürlich wirst du jetzt drankommen, hast ja lange genug gewartet! ...“

Übrigens ist es vielleicht besser, wenn ich gehe!“ Er sprach scharf akzentuiert wie ein Russe.

Sie hob die entblößten leuchtenden Arme in heftigem Erschrecken empor, wobei das kostbare Puppengesicht ganz in Unordnung geriet.

„Ich bitte dich! ... Um Gottes willen, Orloff, ich komme um vor Angst, wenn du mich hier allein läßt!“

„Schweig! ... Mußt du denn so laut sprechen?“ Er bog die breite Brust vor, und sein Gesicht mit dem scharfen Munde, der schmalen Hakennase und den brennenden, schwarz überbuschten Augen berührte fast die Frau. „Ich habe dir doch hundertmal gesagt, daß die Vernehmung nichts, aber auch gar nichts als eine reine Formsache ist. Man wird dich fragen, ob du bei der ... ob du bei der Dame warst an dem bestimmten Tage – das gibst du zu und –“

Der Sprechende blickte nach rechts, wo Greta und ihre Mutter saßen. Er erschrak nicht, aber es war, als wenn ein unendlich gewandter und geschickter Schauspieler eine falsche Bewegung, die er zu machen im Begriff ist, mitten in ihrer Ausführung drosselt, ohne sich zu übereilen und ohne äußerlich das geringste merken zu lassen. Er faßte nur wie zufällig die Hand seiner Dame und drückte sie, während seine Augen blitzschnell den Befehl „Schweig!“ funkten.

Langsam, ihr Erschrecken meisternd, blickte auch das blonde Mädchen zu Greta hin. Dann legte sie ihre Rechte auf den dargereichten Arm des Begleiters, und die beiden entfernten sich.

Greta starrte ihnen mit weit aufgerissenen Augen nach und sah, daß sie sich vor dem Saaleingang trennten. Mit einer raschen Bewegung erhob sie sich, als jetzt die Tür aufging und der Justizwachtmeister aufrief: „Die Zeugin Lula de la Rocca!“

Greta sah noch, daß der Mann den Ausgang suchte und den Zeugenraum verließ.

„Ich bitte dich, Mama“, flüsterte Greta aufgeregt, „frage mich jetzt nicht! ... Später erzähle ich dir alles ... ich muß sofort wieder in die Verhandlung!“ Und war schon in den Saal geeilt, als dürfe sie auch nicht ein Wort von dem verlieren, was dort verhandelt wurde ...

\*

Assistent Rothe war auf dem Treppenabsatz umgekehrt. Im Zeugenraum trat er an den Justizwachtmeister heran und fragte: „Was haben Sie denn dem Vorsitzenden da für 'n Karton gebracht, Braune?“

Braune zuckte die Achseln. War er allwissend?

Da ging Rothe aus reiner Neugierde in den Saal hinein.

Der Vorsitzende hatte noch etwas mit dem Protokollführer zu erledigen. Lula de la Rocca saß auf der Zeugenbank, und Greta Heerström nahm neben ihr Platz.

Nicht eine Silbe hatte sie vergessen von dem, was der Mensch da draußen eben mit Lula gesprochen hatte: „Ich habe dir doch schon hundertmal gesagt, daß diese Vernehmung eine reine Formsache ist! Man wird dich fragen, ob du an jenem Tage bei der Dame warst – das gibst du zu und – –“

Es war so gut wie nichts. Und konnte doch alles bedeuten! Warum war die Frau so ängstlich? Weshalb hatte sie Furcht vor der Vernehmung? Irgend etwas mußte da nicht stimmen! Greta glaubte, der Kopf müsse ihr zerspringen ... Was sollte sie nur tun, an wen sollte sie sich wenden? ... Wem konnte sie sich anvertrauen? Ein Fremder würde sie ja nicht verstehen, und einen, der es gut mit ihr meinte, gab es nicht ... außer Vierklee. Also hin zu Doktor Vierklee, sobald die Verhandlung zu Ende war.

Der Vorsitzende war jetzt dabei, den vor ihm liegenden Karton aus seiner Hülle zu befreien. Dann nahm er, an seinem Platze stehend, mit beiden Händen ein leuchtendes Brillantdiadem heraus.

Er hob es in die Höhe, und das Publikum, die Richter, die Sachverständigen wie die Zeugen (und besonders der Kriminalassistent Rothe), alle erhoben sich von ihren Plätzen, um das kostbare und Sensation versprechende Geschmeide zu sehen.

„Ein neuer Gruß unseres alten Freundes Willi Vogel!“ Eine Bewegung von links nach rechts machend, zeigte Hallmann dem Angeklagten das Schmuckstück und lächelte: „Wissen Sie, woher das kommt, Angeklagter?“

Paulus schüttelte den Kopf.

„Wir haben nun bald die ganze Schmuckkassette von Martha Streckaus beisammen!“ Hallmann legte das Diadem wieder in den Pappkasten, stülpte den Deckel darauf und schob ihn beiseite.

Der Staatsanwalt sagte wegwerfend: „Das sind Taschenspielerkunststücke, die in ihrer Wiederholung keinen Effekt mehr machen!“

Aber Vierklee erwiderte mit einer ironischen Verbeugung: „Es sind doch immerhin recht wertvolle Objekte, um die es sich bei diesem Taschenspieler handelt, Herr Staatsanwalt ... Ich möchte hierbei nicht unbetont lassen, daß die Annahme, der Angeklagte sei der eigentliche Absender, auf recht schwachen Füßen steht!“

Der Staatsanwalt entgegnete etwas. Aber Hallmann wischte das fort: „Meine Herren, sparen Sie sich bitte Ihre Argumente für die Plädoyers auf, zu denen wir schlimmstenfalls am Wochenende kommen müssen! ... Ich glaube übrigens, daß wir jetzt mit Fräulein de la Rocca die letzte Zeugin zu vernehmen haben ... Oder haben die Herren, Herr Rechtsanwalt! ... oder Sie, Herr Staatsanwalt, noch weitere Anträge zur Beweisaufnahme zu stellen?“

Vierklee ebenso wie Malkenthin verneinten, und Hallmann vereidigte das in Kriegsbemalung glänzende Mädchen.

„Wie heißen Sie?“

„Luise Ocker.“

„Also nicht Lula de la Rocca, wie Sie bei Ihrer ersten Vernehmung auf der Polizei angegeben haben? ... Sie kannten die ermordete Frau Streckaus?“

Das Mädchen nickte.

„Antworten Sie mit Ja oder Nein! Sie müssen, was Sie hier aussagen, auf Ihren Eid nehmen, auf dessen Bedeutung ich Sie hingewiesen habe!“

„Ja ... jawohl, Herr Vorsitzender.“

„Sie sind am ...“, Herr Hallmann suchte in den Akten, „Sie sind am fünften August 1930 bei Frau Streckaus in ihrem Modeatelier in der Tiergartenstraße gewesen. Ist Ihnen da der Gatte der Ermordeten“, Hallmann nickte zu van Geldern hin, „dort der Angeklagte ... sind Sie mit dem durch die Geschäftsinhaberin bekannt geworden?“

„Ich weiß es nicht mehr, Herr Vorsitzender ... ich ... ich weiß nicht!“

„Na ja, das kann man vergessen ... aber, daß Sie ihn gesehen haben, daran werden Sie sich erinnern? ... Bitte, schauen Sie sich ihn mal recht genau an!“

Das schlanke Mädchen wandte sich unsicher zur Seite und heftete seine ausdruckslosen Augen auf van Geldern, der diesen Blick voll erwiderte.

„Ich glaube“, stotterte die Zeugin, „ich glaube ... ich habe den Herrn schon mal gesehen ...“

„Sie sind, wie ich aus den Akten feststellen kann“, Hallmann blätterte wieder in dem mächtigen Faszikel, „nicht durch das Gericht, sondern von dem Herrn Verteidiger geladen worden?“

Vierklee erhob sich.

„Wenn Sie gestatten, Herr Landgerichtsdirektor, so möchte ich hier erklären, daß unserer Meinung nach nicht nur die Staatsanwaltschaft, sondern auch der Herr Untersuchungsrichter die Pflicht gehabt hätte, Fräulein Ocker als sehr wichtige Zeugin zu laden. Aus dieser Nichtladung ergaben sich ja die Protokollstreitigkeiten zwischen dem Untersuchungsrichter und meinem Klienten, die einmal in eine recht böse Gegensätzlichkeit auszuarten drohten.“ Hallmann nickte, und Vierklee fuhr fort: „Wir sind nämlich der Ansicht, daß durch die Zeugin Luise Ocker damals wichtige Aufschlüsse zu erlangen gewesen wären, die heute vielleicht in solchem Maße nicht mehr möglich sind. Im Anfang meiner Verteidigertätigkeit in dieser Sache hat mir Herr van Geldern mitgeteilt, daß er sich erinnere, Fräulein Ocker eines Tages bei seiner Frau in ihrem Geschäftslokal gesehen zu haben. Und zwar sollen damals auf dem Tisch, an dem die beiden Damen saßen, Wertgegenstände gelegen haben, die Frau Streckaus, als er plötzlich unangemeldet eintrat, schnell mit ihrem Seidentuch bedeckte.“

Hallmann wandte sich dem Angeklagten zu: „Erinnern Sie sich dieser Unterredung, Angeklagter, und auch jenes Zusammentreffens mit der Zeugin hier? Aber warum haben Sie denn in aller Welt nichts davon gesagt ... vorhin, meine ich, als ich Sie ausdrücklich gefragt habe, ob Sie jemals bei Ihrer Frau einen Menschen getroffen haben, der vielleicht Schmuck an sie verkauft hat?“

Paulus stand auf.

„Ich bin ein bißchen müde geworden im Verlaufe der Verhandlung, Herr Landgerichtsdirektor. Und als Sie mich vorhin fragten, fiel mir die Begegnung mit Fräulein Ocker zwar ein, aber ich hatte im Augenblick nicht die Energie, hier die Sache noch einmal aufzurollen.“

„Das kann doch nur heißen, Angeklagter, daß Sie selbst der Meinung sind, die Aussage dieser Zeugin sei für Sie und für den Prozeß bedeutungslos?“ meinte Malkenthin.

Vierklee mischte sich ein.

„Gestatten Sie, Herr Staatsanwalt, daß ich für meinen Klienten antworte. Herr van Geldern, der, wie wir ja wissen, noch immer an seiner Malaria leidet, hat offenbar nicht mehr die nötige Spannkraft, um seine



Sache selbst in der erforderlichen Weise wahrzunehmen. Deswegen möchte ich jetzt den Herrn Vorsitzenden bitten, die Zeugin noch einmal zu fragen, ob sie im August vorigen Jahres bei der Getöteten zu Besuch gewesen ist?“

Die Zeugin sah unsicher von einem zum anderen. Sie hob ihre wenig bedeckten schönen Schultern, sprach etwas, aber niemand verstand eine Silbe.

„Sie müssen schon etwas lauter sprechen, Fräulein!“

„Ich kann mich nicht genau entsinnen, Herr Vorsitzender!“

„Haben Sie bei Ihrem Besuch, den Sie ja nicht direkt in Abrede stellen wollen, wenn ich Sie recht verstanden habe – haben Sie damals an Frau Streckaus Schmucksachen verkauft ... für sich selbst oder für jemand anderen? ...“

Luise Ocker schüttelte den Kopf. Dann sagte sie langsam, mit schwerfälliger Stimme: „Wo sollte ich denn die Sachen hergehabt haben?“

„Also Sie wissen nichts von einem solchen Verkauf?“

„Nein, Herr Vorsitzender!“

„Dann setzen Sie sich auf Ihren Platz!“

Und nach kurzer Pause, in der er leise nach links und rechts sprach: „Ich schließe die Verhandlung für heute. Aber ich bitte die Zeugen, morgen früh um neun Uhr alle pünktlich zur Stelle zu sein. Wir werden morgen die Herren medizinischen Sachverständigen hören, und bei diesen Gutachten kann unter Umständen jeder Zeuge nötig werden!“

Assistent Rothe stand leise von seinem Stuhl neben dem kleinen Tisch des Justizwachtmeisters auf. Er hatte gut aufgepaßt. Er hatte scharf nachgedacht. Er witterte Zusammenhänge. Das schwarzhaarige Mädchen da draußen auf der Treppe, die Geliebte von Willi Vogel, brachte den Schmuck, der gewiß Tausende wert war – und die Brillanten stammten zweifellos von der ermordeten Frau Streckaus – und das Mädchel da, die Blonde, die er vorhin mit dem großen schwarzen Herrn hatte stehen und sprechen sehen, die sollte, wenn auch früher, Schmucksachen an Martha Streckaus verkauft haben – – Ja, die hatte auch Schmucksachen an die Ermordete verkauft!

Sein Spürinstinkt sagte dem Assistenten, was die Männer da oben um den grünen Tisch herum weder sahen noch wußten. Dieser einfache, unverbildete Mensch fühlte klar und untrüglich die Angst und das ratlose

Ausweichen der Ocker. Er roch förmlich, daß es nicht Unschuld und Unbekanntheit mit den Dingen war, nach denen Hallmann fragte, die die Zeugin so einsilbig und wortkarg machte. Ihm sprang das Schuldbewußtsein des Mädchens fast greifbar entgegen.

Der Assistent verließ auf Zehenspitzen die Verhandlung, noch ehe sie beendet war, und ging in die Telefonzelle.

„Dort Polizeipräsidium? – Ja – hier Rothe – Herr Kommissar Dammann, ja? – Wollen Herr Kommissar mit Joha und Farland um sechs im Weißen Hirsch sein? – Ja? – Ich bin auf Willis Fährte gestoßen – ich glaube, wir fassen 'n heute! – Also pünktlich sechs Uhr – danke sehr, Herr Kommissar.“

Assistent Rothe sah auf seine Uhr, während er die Zelle verließ. Es war noch nicht fünf. Er hatte vollkommen Zeit, sich alles zurechtzulegen.

\*

Doktor Vierklee wollte eben mit dem eiligen Schritt, der ihm eigen war, den leeren Gerichtssaal verlassen, als Greta an ihn herantrat. Er sah sofort die starke Erregung auf ihrem Gesicht.

Draußen auf dem Korridor ließ er sich alles von ihr erzählen, dachte einen Augenblick nach und fragte: „Ist das Mädchen schon fort, die Lula?“

„Ich weiß nicht, Herr Doktor!“

Joachim Vierklee setzte sich in so schnelle Bewegung, daß Greta ihm kaum folgen konnte. Im Laufen sagte er leise: „Ich vermute, wir werden sie unten bei der Gerichtskasse antreffen, wo die Zeugengebühren ausgezahlt werden ... Sie, gnädiges Fräulein, gehen bitte in die Vorhalle und warten dort, bis Sie mich kommen sehen ... dann reden wir weiter ... oder nein ... drüben auf der anderen Straßenseite, da steht mein Wagen, eine graue Limousine. Setzen Sie sich hinein und sagen Sie meinem Chauffeur, er soll sich fertig halten, wir müssen in dem Augenblick, wo ich komme und einsteige, abfahren können.“

Dann war er schon fort. Links um die Ecke biegend in einen Seitenkorridor, verschwand er gleich in einer Amtsstube.

Greta eilte auf die Straße hinaus. Angst und Erwartung nahmen ihr fast den Atem. Sie riß sich zusammen, als sie ins Auto stieg und Vierklees Weisung an den Chauffeur weitergab. Niemand sollte ihr anmerken, um was es ging!

Keinen Blick verwandte Greta, in dem geschlossenen Wagen sitzend, von der hohen Tür, die, halb offen, einen Blick in das Justizgebäude gestattete. Die Sekunden fielen wie heiße Tropfen. Bis Greta jäh zusammenzuckte: die Erwartete trat auf die Straße und ging eilig davon.

Luise Ocker war hell gekleidet. Auf ihrem blonden Haar trug sie eine kleine Kappe aus durchbrochenem Silbergeflecht. Und Greta überlegte sofort, daß man sie im Straßengewühl an dieser silbernen Kopfbedeckung leicht erkennen würde.

In diesem Augenblick trat Doktor Vierklee aus dem Tor, lief über die Straße, sprang ins Auto und rief dem Chauffeur zu: „Ganz langsam!“

Der Wagen fuhr Schritt.

Greta, mit ihren Augen unverrückt an der Gestalt hängend, die drüben eilig hinschritt, rief laut: „Sie steigt in ein Auto!“

Joachim Vierklee lächelte.

„Und wir sitzen schon drin!“

Durch die halboffene Scheibe befahl er dem Chauffeur: „Der Dame, die dort eben ins Auto steigt, immer in demselben Abstand nachfahren!“

„So, gnädiges Fräulein, jetzt haben wir Zeit, alles zu besprechen ... Wie sah der Mann aus, der vorhin mit Fräulein Ocker im Zeugenraum zusammenstand?“

Greta schilderte ihn bis ins kleinste.

Der Rechtsanwalt nickte.

„Das Wichtigste ist, daß wir erst einmal feststellen, wo Lula hin will und ob sie sich etwa mit ihrem Kavalier trifft ... später ... hm ... ja, sagen Sie, gnädiges Fräulein, machte dieser Mann, ich meine der Schwarzhaarige, machte er denn auf Sie den Eindruck, als ob er für das Verbrechen überhaupt in Frage käme?“

Greta wurde förmlich traurig. Sie sagte offen: „Nein, Herr Rechtsanwalt, so sah er nicht aus.“

„Was für einen Eindruck hatten Sie denn von ihm?“

Greta suchte nach einem Wort, schien es auf den Lippen zu haben.

„Na, sagen Sie es mal ganz offen!“

„Ja, Herr Doktor, wenn ich sagen darf? Er sah aus wie ein schöner Teufel!“

„Soo.“ Vierklee lachte. „Aber schön war er, dieser Teufel?“ Er blickte durchs Fenster am Rücken des Chauffeurs vorbei.

„Die gute Lula scheint ins Tiergartenviertel zu wollen ... der richtige Boden für ihresgleichen ...“, zu Greta blickend: „Aber das wird Sie weniger interessieren, gnädiges Fräulein ...“

Greta sagte energisch: „Im Gegenteil, Herr Rechtsanwalt, das interessiert mich außerordentlich! Alles, was mit Paulus' Sache zusammenhängt, interessiert mich!“

Vierklee nickte, immer am Chauffeur vorbeisehend: „Ach, sie biegt in die Viktoriastraße ... sollte sie vielleicht zu Miß Ellinor wollen?“ Und zum Chauffeur: „Wenn die Droschke vor Nummer 21 hält, fahren Sie ruhig weiter.“

Die Taxe hielt in der Tat vor Nummer 21. Vierklees Auto fuhr in mäßigem Tempo vorbei und blieb fünfzig Schritt entfernt stehen.

Der Chauffeur fragte aufmerksam, ob er vielleicht bis zur Querstraße fahren und umdrehen dürfe: „Sie können sie sonst schlecht beobachten, Herr Doktor!“

Aber ehe dieses Manöver ausgeführt werden konnte, trat die Verfolgte schon wieder aus dem Schönheitssalon auf die Straße. Sie kam zurück, ging die Viktoriastraße nach der Tiergartenstraße zu und bog endlich in die Friedrich-Wilhelm-Straße ein. Dort war sie, ehe das Auto heran war, in einem Hause verschwunden.

Vierklee ließ halten.

„Wohnen tut sie hier nicht ... aber vielleicht der schwarze Kavalier ... warten Sie einen Augenblick, gnädiges Fräulein ... ich will nur mal telefonieren.“ Er stieg aus, ging in das gegenüberliegende Zigarrengeschäft, ließ sich dort die Nummer 177 17 Amt Lützow geben und sagte, als der Teilnehmer sich meldete, ein paar knappe Sätze in lateinischer Sprache. Hing den Hörer an und saß gleich darauf wieder neben Greta im Auto.

Die Arme befand sich in einer furchtbaren Aufregung.

Der Anwalt nahm die Hände des Mädchens und strich leise darüber: „Solange ein Mensch lebt, darf und muß man hoffen. Und bevor das Urteil nicht gesprochen ist, soll man nicht verzweifeln. Ich habe soeben mit einem der geschicktesten Detektive Berlins gesprochen, und ehe

noch der Abend vergeht, werde ich wissen, wohin und zu wem sich Fräulein Ocker jetzt begeben hat.“

Im Grunde seines Herzens war Vierklee nicht so überzeugt, daß seine Nachforschungen schnellen Erfolg haben würden. Aber man mußte dem armen Mädchen solange wenigstens die Hoffnung erhalten.

Trotzdem wollte er sie auf einen möglichen Mißerfolg vorbereiten, der ihm um so wahrscheinlicher vorkam, als er an einen Zusammenhang zwischen der Mordsache und Lula de la Rocca oder ihrem Kavalier innerlich nicht glaubte.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, wir dürfen uns davon nicht allzuviel versprechen. Wenn wirklich die Lula damals Schmucksachen an die Ermordete verkauft hat, so will das noch nicht allzuviel bedeuten. Die Martha Streckaus hat eben zu jeder Zeit von den verschiedensten Frauen – vielleicht auch von Männern – Schmuck gekauft. Daran, daß diese Wertsachen zum Teil unrechtmäßig erworben waren, zweifle ich keinen Augenblick. Aber hier handelt sich's um die Pretiosen, die bei dem gewaltsamen Tode der Streckaus geraubt worden sind. Und von diesen Schmucksachen kann kein Mensch behaupten, daß sie gestohlen waren. Im Gegenteil; die beiden sachverständigen Juweliere sind einwandfreie Leute. Und die haben bekundet, daß die sämtlichen im Prozeß bezeichneten Stücke von ihnen stammen und daß sie bar bezahlt worden sind.“

Greta schüttelte merkwürdig ruhig den Kopf.

„Ja, ja, Herr Rechtsanwalt, das habe ich mir alles auch schon gesagt. Und dennoch komme ich nicht los von der Idee: Die blonde Frau und ihr Begleiter haben etwas mit dem Mord zu tun!“

Vierklee hatte den Wagen nach der Kaiser-Friedrich-Straße beordert.

Jetzt hielt er vor den hohen Schwesterhäusern, in deren einem Greta mit ihrer Mutter wohnte.

„Verlieren Sie nicht die Geduld, mein liebes Kind“, sagte der Anwalt und hielt die Hand, die ihm Greta reichte, einen Augenblick in der seinen. „Ich hoffe bestimmt, Ihnen heute oder spätestens morgen Neues und, ich glaube, auch Tröstliches sagen zu können.“ Er zögerte ein wenig. „Wenn wir aber nicht so schnell zu Rande kommen sollten mit unseren Erkundigungen; wenn wirklich ein Urteil – ja, mein liebes Fräulein, Sie dürfen nicht so ängstlich sein! ... Man muß den Dingen ins Auge sehen, wenn man ihnen wirksam begegnen will! Wenn das Urteil Anfang nächster Woche gesprochen werden sollte – dann bleibt uns in

jedem Fall die Revision! Und dann haben wir Zeit! Dann finden wir, was wir suchen!“ Er drückte noch einmal ihre beiden Hände und half ihr aus dem Wagen.

Als habe sie Blei in den Füßen, schleppte sich Greta die vier Treppen hinauf und sank neben dem Lehnstuhl ihrer Mutter auf das kleine Fußbänkchen nieder. Aber die Gedanken rasten weiter und bewahrten den erschöpften Körper vor dem Zusammenbruch ... Irgendwo auf der Welt mußte ein Mensch sein, der ihr helfen konnte ... irgendeiner mußte doch etwas wissen von den wahren Zusammenhängen der Tragödie.

Gretas Mutter war wach. Voller Angst zog sie ihre Tochter an sich. Aber sie konnte ihr nicht mehr geben als Worte, die voller Liebe und ohne Nutzen waren.

Plötzlich stand Greta auf, küßte ihre Mutter auf die Stirn und bat sie, ihr nicht böse zu sein, sie könne nicht bleiben! Sie müsse hinaus auf die Straße, in die Stadt hinein, vielleicht zum Rechtsanwalt noch einmal ... jemand suchen – –

Sie zuckte wie im Fieber.

„Am Abend bin ich wieder hier, Mutter! Leb wohl und ängstige dich nicht um mich!“

Sie war fort. Frau Heerström hörte draußen die Tür ins Schloß fallen.

Greta flog die Treppen hinab ... Jetzt, jetzt wußte sie, an wen sie sich wenden mußte!

Als Gefängnisaufseher Hansen Paulus van Geldern die eiserne Galerietreppe heraufkommen sah, schloß er die Zelle auf und wartete, bis der Gefangene hineinging. Er beobachtete dabei voll Mitgefühl den Rechtsanwalt.

Paulus ging bis zum Fenster, blieb dort mit abgekehrtem Gesicht einige Sekunden stehen und wandte sich dann mit leeren Augen dem Beamten zu: „Ist etwas, Herr Hansen?“

Der Aufseher, der vor der Tür stand, trat ein und zog die schwere, eisengepanzerte Zellentür ins Schloß.

„Sie haben wohl wieder Fieber, Herr Rechtsanwalt?“

Paulus schüttelte den Kopf.

„Nicht mehr als sonst ... aber ... na, lassen wir's ... man muß sich mit den Dingen abfinden, so gut es geht!“

Er trat an den kleinen Wandschrank und nahm ein Stück Brot heraus, das er zum Frühstück nicht gegessen hatte.

„Soll ich Ihnen Ihr Essen besorgen, Herr van Geldern?“

„Nein, ich danke, lieber Herr Hansen, mir widersteht alles ... ich kaue bloß ein bißchen Brot, um das Magenziehen wegzukriegen.“

„Aber dabei müssen Sie ja krank werden, und das Fieber kann gar nicht weggehen, wenn Sie so wenig essen!“

Paulus sah den jungen Beamten mit einem langen Blick an. Der merkte, daß der Gefangene allein sein wollte, und ging hinaus.

Paulus hörte die Schlüssel im Schloß klappern, ließ die an der Wand in Scharnieren hängende Bettstelle herunter und setzte sich darauf.

„Eine fürchterliche Sache“, murmelte er, „ganz furchtbar! ... Wenn ich nur wüßte ... wenn ich nur wüßte ...“

Er ballte die Fäuste und spannte alle Sehnen und Muskeln an.

„... Man muß sich doch erinnern können!“

... Man muß sich doch erinnern können! ... Jeder Mensch kann sich erinnern ... es ist ja Unsinn! ... So was kann man ja doch nicht vergessen! ... Wo war ich in der Zeit? Wo? ... Wo? ... Wo ...?“

Er stand von seinem Bett auf und ging mit fünf großen Schritten durch die Zelle. Fünf Schritte her und fünf Schritte hin, fünf Schritte hin und fünf Schritte her ... wieviel Tausende von Schritten er hier in diesem Raum wohl schon zurückgelegt hatte? ... Es gab eine Zeit, da hatte man sich bemüht, die Schritte zu zählen. Und wenn die Zahlen zu lang wurden und man sie zu vergessen fürchtete, dann zählte man immer bis hundert und legte Merkszahlen ein zwischen die Hunderter und dann zwischen die Tausender und vergaß am Ende doch, wieviel es waren, und geriet in eine große, lächerliche Verzweiflung.

Was war denn das Fazit der heutigen Gerichtssitzung? Die Zeugin Minna Müller, dieses abscheuliche Gewürm, das er damals schon hätte zertreten sollen, als sie ihm mit Martha zusammen das Leben vergällte – sie hatte ihn heute mit Sicherheit unter ihrem Eide als den Mörder seiner Frau wiedererkannt ... da half keine Widerrede, das war eine Tatzeugin! Eine Frau, die gesehen hatte, wie er in der Mordstunde bei seiner Frau war.

Aber wie konnte sie denn das ...? Er war doch gar nicht ... er war doch gar nicht ... mit der Frau ... in dem Kissenzimmer ... er war doch ...

Ja, wo war er nur ... Wo war er denn gewesen ... in der Zeit? ... In Berlin? ... Mit dem Auto gefahren ... mit welchem? Der Chauffeur hatte sich nicht gemeldet! War unauffindbar geblieben! Und wußte er selber denn, wohin er gefahren war ...? In welches Café, um Kognak zu trinken? – – Nichts wußte er, nichts!

Und wenn er jetzt darüber nachdachte und wenn er sich den Kopf zerschlug und zerstiess, er konnte sich auf nichts mehr besinnen. Er wußte auch nicht, daß er wirklich mit dem Auto nach Berlin gefahren war! Wenn er ganz ehrlich sein sollte, wußte er nicht mal das!

Er zweifelte an allem, an sich selbst und an der Wahrheit dessen, was er glaubte und was er nicht glaubte.

Und wenn er jetzt darüber nachdachte, wann er mit dem Auto gefahren war ... Aber er hatte doch Kognak getrunken! ... Hatte er ...? Hatte er wirklich?

Eine gräßliche Angst, eine Unsicherheit, ein wütender, quälender Zweifel überfiel ihn: Wenn er nicht in Berlin war, wenn er gar nicht wußte, wo er war, konnte er da nicht doch zu Hause gewesen, vielleicht gleich wieder nach Hause gefahren sein? Konnte er nicht in die Villa gekommen sein, ohne daß jemand ihn beobachtet hatte? ... Von dem



wüsten und wütenden Wunsch getrieben, endlich einmal Rache zu nehmen?

Er wußte ja nichts, gar nichts! Er hatte einfach nicht das Bewußtsein jener Stunde. Es war eine Taste in seiner Erinnerung, die nicht anschlug.

Er versuchte mit List in diese Dämmerung einzudringen: wenn man mit der Autodroschke davonfahren will, so muß man von seinem Hause aus durch eine Tür hinausgehen in den Garten und aus dem Garten durch die Gittertür auf die Straße, muß warten, bis ein Auto kommt, oder muß es an einer Haltestelle suchen, und dann muß man einsteigen, muß dem Chauffeur etwas sagen ... man macht eine Bewegung ... man sieht seine Hände an ... zieht Handschuhe über ... nimmt eine Zigarette aus dem Etui, steckt sie an – tausend Verrichtungen, die einem, da sie gewohnte Erinnerungsmomente sind, doch wieder einfallen müssen, die Anhaltspunkte geben, Merksteine, von denen aus man weitertasten, hineinfinden kann in die Tatsachen und herauskommen aus seinem Zweifel!

Aber alle diese kleinen und kleinsten Lebensvorgänge wiederholen sich ja täglich. Man hat sie alle schon hundertmal erlebt, und wenn man sich gerade für einen Tag, für eine bestimmte Stunde an sie zu erinnern meint, dann hebt das kritische Bewußtsein gleich den dürren Finger: Halt! Kein Beweis! Was du feststellst, kann gestern, vorgestern und vor einem Jahr gewesen sein!

Paulus versuchte, seinem Feind anders beizukommen. Es gab keinen zweiten Tag, an dem er sich gerade um die Mittagsstunde so bis zum Schlagen mit Martha gezankt hatte. Das war nicht tägliches Erlebnis! Das war einmalig! Geschehen mittags um drei Uhr am fünften Januar, wohl dem kältesten Tage im Jahr! Da hatte er einwandfreie, unumstößlich feststehende Tatsachen! Aber wie er nun von dieser Seite die Fäden weiterspinnen, die Linien in die Vergangenheit verfolgen wollte, verwogte alles wie Nebel und Rauch. Es gab kein Weiter. Von diesem Augenblick, von dieser Minute des Zankes und des Hausverlassens an war alles zu Ende – –

Hatte er denn das Haus verlassen? War er wirklich fortgegangen? Der gräßliche Wirbel, der Tanz der verzweifelten Gedanken schwang von neuem um ihn her und riß die arme Seele wie eine höllische Melodie immer wieder um seine Achse.

Paulus war längst wieder auf sein Lager gesunken. Als Aufseher Hansen durch den Spion blickte, lag die Riesengestalt des Gefangenen

auf dem Bett; den Kopf auf das harte Kissen gedrückt, flog der Körper in wildem, atemlosem Schluchzen.

Als Greta den Redaktionsdiener gebeten hatte, sie bei Herrn Lerse zu melden, setzte sie sich auf einen der vielen Stühle, die rings an den Wänden des Warteraumes standen. Auf dem großen grünbezogenen Tisch lagen die Zeitungen des Verlages aus.

Greta nahm eines der illustrierten Blätter und sah Bilder, Köpfe von Menschen, Tiere, Maschinen und Straßen, aber sie erfaßte nicht den Sinn dieser Dinge. Ihr Gehirn war für alles verschlossen, was nicht Paulus van Geldern und sein drohendes Schicksal hieß.

Es war sieben Uhr. Der tiefe Raum lag schon im Dämmern. Von irgendwoher kam dumpfes, regelmäßiges Geräusch, wie der rollende Herzschlag eines Riesen. Nur langsam verfiel Greta darauf, daß es die Rotationsmaschinen waren, die so brummten und brausten, die Druckpressen, die jeden Tag Hunderttausende von Zeitungen in das Land hinausschleuderten. Eine Tür ging auf. Hans Lerses dreieckiges Gesicht hing wie eine getönte Steinmaske in der Luft.

Greta sah nur den Kopf mit den beweglichen, durchdringenden Augen, dem harten Spitzkinn, der geraden, in die Luft stoßenden Nase und dem schmalen, fest geschlossenen Mund.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Fräulein Heerström?“

Und sie, froh: „Sie kennen mich, Herr Lerse?“

Er nickte: „Natürlich, aus dem Gerichtssaal! Haben Sie etwas Neues über Ihren Mann?“

„Er ist noch nicht mein Mann ... wir sind ...“

Er bewegte kurz abwehrend den merkwürdigen Kopf: „Alles ist Mann und Frau, was sich liebt und so zueinander gehört wie Sie beide.“

Sie lächelte hilflos.

Er half ihr: „Ich glaube ... ich weiß, weswegen Sie herkommen! Sie wollen meinen Beistand, van Geldern rauszuhauen!“

Greta nickte ein paarmal. Sie konnte nicht sprechen.

Der Journalist bat sie, sich zu setzen. Er selbst blieb stehen.

„Ich habe vorhin mit Vierklee gesprochen ... mit seinem Büro, er selbst war nicht da ... Ist denn etwas Neues?“

„Ja, ja, Herr Lerse!“

„Na, dann bitte, erzählen Sie doch!“

Greta, im Gefühl, sie dürfe den Vielbeschäftigten nicht zu lange aufhalten, verhaspelte sich, überstürzte die Worte und brachte alles durcheinander. Aber Lerse fand sich hindurch, warf das Zusammengehörige zusammen und hatte im Umsehen ein plastisches Bild der Szenen, die sich heute in Moabit im Zeugenraum und später im Gerichtssaal vor Gretas Augen abgespielt hatten.

„Und nun möchten Sie wissen, gnädiges Fräulein, wer diese beiden Menschen sind?“

Er lachte. Das Dreieck zwischen Augen und Mund schien einem Harlekin zu gehören, einem Clown, der plötzlich die tragische Maske abnimmt.

„Bei allem Bösen ist doch immer etwas Gutes! Keine Situation ist so verfahren, daß man nicht herausfindet!“

Und wieder ein kurzes Lachen.

„Was sagen Sie dazu, daß ich Ihre beiden Leute gut kenne ... daß ich weiß, wer sie sind und – weit wichtiger! – wer er ist!“

Greta verlor die Beherrschung. Sie griff nach Lerses Arm und drückte ihn leidenschaftlich.

„Ach, sagen Sie mir, erzählen Sie mir alles, was Sie wissen! Vielleicht kann ich ihn damit retten! Ich habe ja keine Gedanken mehr! Ich schlafe keine Nacht! ... Jede Minute, jede Sekunde zermartere ich mir den Kopf, wie ich seine Unschuld beweisen kann ...“

Lerse betrachtete nachdenklich das Oval ihres Gesichtes, in das die Röte der Erregung bis zur Stirn hinauf in den hellen Haaransatz stieg ... Sie war sehr schön, diese Greta Heerström – schön und süß, wie ein Märchenbild. Irgendeine Erinnerung aus seiner Jugend wehte Hans Lerse an.

In der nächsten Sekunde war er wieder bei den Dingen, derentwegen sie hergekommen war und die bewältigt werden mußten.

Mit einer Schnelligkeit, wie sie nur der menschliche Gedanke in einem trainierten Gehirn möglich macht, entstand vor ihm ein Aufriß der ganzen Situation, des Prozesses und des Kampfes, den Paulus van Geldern mit der Justiz um sein Leben führte. Und in diesem Augenblick durchbrach Hans Lerses Denken die Erkenntnis: Der angeklagte Rechtsanwalt war unschuldig!

Und während er das dachte, erzählte er Greta von den beiden Menschen, an die sich des Mädchens Argwohn klammerte: „Lula de la Rocca, alias Luise Ocker, ist die Tochter einer Waschfrau und hat sich schon mit fünfzehn Jahren selbständig gemacht. Zuerst manikürte sie in einem Etablissement, das von der Polizei ausgehoben wurde, wobei Lula in die Fürsorge geriet. Da ist sie wohl – durch Fürsprache wahrscheinlich – nicht lange geblieben, denn vor zwei Jahren – jetzt ist sie achtzehn – habe ich sie schon wiedergesehen. Ich traf sie damals in Heringsdorf mit einem regulären Schieber – ich darf doch offen sprechen, gnädiges Fräulein?“

„Ich bitte darum, Herr Lerse!“

„... Das war also noch sehr Halbseide damals. Und unsere Lula hatte Pech, ihr Kavalier wurde in Misdroy wegen Zechprellerei verhaftet. Aber sie fand gleich wieder Anschluß ... Sie spricht ein wenig Französisch, sonst ist sie blitzdumm ... aber durchaus nicht böseartig, und von einer Temperamentlosigkeit, die sich mit solchem Beruf eigentlich, sollte man meinen, nicht vereinigen läßt. Sie hat dann mehrfach ihre Freunde gewechselt. Und jetzt seit ein paar Monaten ist sie, soviel ich weiß, mit dem Fürsten Bavaridze zusammen.“

Greta blickte fragend auf.

Lerse zog ein goldenes Zigarettenetui aus der Tasche und bot es Greta.

Sie lächelte nur zerstreut.

„Ja, und dieser Fürst ... wer das ist, gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen das sagen soll ...?“ Er tat einen tiefen Zug aus seiner Zigarette: „Wer dieser Mann in Wirklichkeit ist, das weiß eigentlich niemand. Auf jeden Fall ein tadelloser Kavalier. Er ist das, was man vor dem Kriege einen Gent nannte ... damit durchaus noch kein Gentleman ... Ich kenne ihn nur ganz oberflächlich. Er hat mich interessiert durch seine etwas ausgefallene Note – aber ich muß noch einmal um Entschuldigung bitten, gnädiges Fräulein! Ich weiß nicht, ob ich mich bei diesem Thema so ganz in den nötigen Grenzen werde halten können?“

„Ich bitte, lieber Herr Lerse, legen Sie sich keine Beschränkung auf. Es gibt nichts, was ich in dieser Sache nicht hören kann und will ... wo es sich um meinen ... um meines Mannes Leben handelt!“

Der Journalist nickte ihr zu.

„Also! Der Fürst Bavaridze soll aus dem Kaukasus stammen. Andere Leute wollen wissen, daß ihn ein persischer Großwürdenträger auf dem

Basar in Teheran aufgelesen hat, um ihn in seinen Palast aufzunehmen – ja, das gibt es in Teheran, gnädiges Fräulein! Ob dieser mehr oder minder echte Fürst, wie behauptet wird, in geheimer Mission hier tätig ist“, Lerse hob die Schultern, „oder ob er als Hochstapler sein Geld verdient, das kann ich nicht sagen! Jedenfalls ist er klug, sehr gebildet und für meine Empfindung das Urbild eines diabolischen Menschen.

Aber was man über ihn spricht, ist noch viel interessanter! Er soll gegen Männer aufopfernd sein, dafür desto kälter und grausamer gegen all die Frauen, die er skrupellos für seine Zwecke benutzt ... und das zeigt am besten sein Gesicht: Lieben tut dieser Mann niemand außer sich selbst! Ja, man sagt – ich bitte nochmals um Verzeihung, gnädiges Fräulein –, daß sein Spitzname Narziß durchaus verdient ist. Trotzdem dienen ihm die Frauen wie Sklavinnen. Dabei ist er durchaus nicht etwa knauserig oder läßt es seiner jeweiligen Leibeigenen an irgend etwas fehlen. Und daß er etwa von einer Frau Geld nehmen würde, das halte ich für gänzlich ausgeschlossen! Aber um auf das zu kommen, was sie vielleicht vermutet haben: ein Verbrecher und womöglich ein Mörder, das ist Orloff-Bavaridze nicht ...“ Lerse besann sich. „Das heißt, man kann ja nie wissen! Die Menschen sind und bleiben Rätsel, die Auflösung bringt meistens erst der Tod!“

Das Tischtelefon klingelte.

Lerse nahm den Hörer ab und meldete sich.

Greta konnte sein Gesicht sehen, das plötzlich straff in den Muskeln und gespannt um Mund und Augen wurde.

Er horchte und verriet nur ab und zu mit einem Laut sein Interesse.

Es dauerte eine ganze Zeit. Greta wurde wieder unruhig und ängstlich.

Lerse sah sie an und sagte hastig: „Einen Augenblick, gnädiges Fräulein!“ Dabei deckte er die Hand über den Schalltrichter und lauschte weiter, wie es schien, von einem starken Gefühl getrieben.

Dann legte er langsam und vorsichtig den Hörer in die blanken Haken des Apparates, wendete sich Greta zu und sagte, ohne sie anzusehen: „Nachricht von der Polizei, Willi Vogel ist tot!“

Das Mädchen erschrak so, daß ihre Lippen zitterten. „Was ist denn ... was ist denn mit ihm?“

„Ich weiß auch noch nicht ... ich muß sofort hin ... nach seiner Wohnung!“

Er überlegte einen Augenblick. Dann, wie zu einem Kinde: „Sie brauchen sich nicht zu ängstigen!“ Er berührte behutsam ihren Arm. „Wirklich, es ist kein Grund dazu vorhanden! Wir sind noch nicht an unserem Ziel, aber wir werden hinkommen ...“

Greta stand, als Hans Lerse sich längst von ihr verabschiedet hatte, noch immer neben dem Tischtelefon, bis der Redaktionsdiener kam und höflich sagte: Das gnädige Fräulein wisse wohl den Weg nicht, er wolle sie hinausgeleiten!

Hans Lerse war ein geschickter Fahrer. Wenn er sonst schon gern die Kilometerzahl, die in der Stadt gebräuchlich war, überstieg, so fuhr er heute wie ein Rasender. Er kam vom Norden und wollte an die Südgrenze der Außenstadt. Um die Verkehrshemmungen zu vermeiden, fegte er wie ein Tornado um ganz Berlin herum und hielt seinen Wagen eine Viertelstunde nach dem telefonischen Anruf vor dem alten Hause Schäferstraße 17 an.

Lerse läutete nicht in der dritten Etage, wo das Porzellanschild mit dem Namen Briese an der Tür war. Er schien hier Bescheid zu wissen. Er klopfte erst leise, dann etwas lauter und hörte bald vorsichtige Männerschritte. Assistent Rothe öffnete ihm und sagte gedämpft: „Seien Sie vorsichtig mit dem Mädchen ... sie tobt und schreit. Der Arzt hat ihr schon was gegeben, um sie zu beruhigen.“

„Na, und er? ... Was ist denn mit ihm ...?“

„Tot ... Als sie wiederkam von Moabit, wo sie den Schmuck hingebracht hatte, da ist er gestorben!“

„Woran?“

Der Assistent, achselzuckend: „Ich weiß nicht ... der Arzt hat's gesagt ... Em – Em – Embo ...“

„Embolie?“

„Ja, ja!“

Sie gingen über den dunklen Korridor bis an das Zimmer, das am Ende lag. Die Tür stand offen. Dämmerung war im Raum. Lerse unterschied die am Boden hockende Gestalt der Hilde neben dem Bett, auf dem der Tote lag. Das Kopfende war nahe am Fenster. Hier fiel noch Licht her. Allmählich gewöhnten sich Lerses Augen an die matte Beleuchtung, und er sah den auf dem Rücken Ausgestreckten deutlich.

Die Hände über der Brust zusammengelegt, kehrte er die geschlossenen Augen zur Zimmerdecke, als schlief er. Das Mädchen, das neben dem Bett auf der Erde hockte, wimmerte und stöhnte unablässig.

Hans Lerse strich über ihren Nacken. Da schaute sie auf. Aber sie erkannte ihn nicht. Er versuchte sie vom Boden aufzuheben – sie warf



sich der Länge nach hin und schrie wie besessen.

In der Stube waren die beiden Assistenten Rothe und Farland und der Kommissar Dammann.

Der sagte: „Es ist nichts mit ihr zu machen, Herr Lerse! Wir haben uns schon die erdenklichste Mühe gegeben. Wie wir hier raufkamen, war die Korridortür nur angelehnt. Wir waren ganz baff und dachten an eine Falle ...“ Er sah den Journalisten an: „Man kann doch nicht wissen ... früher hat er ja bei jeder Gelegenheit gleich geschossen ... Aber 's war alles ganz still. Die Tür hier zum Zimmer war auch nicht zu. Ich ging zuerst rein ... da lag er schon so wie jetzt ... Was hätte aus dem Menschen werden können, wenn er andere Wege gegangen wäre!“

„Wie ist es denn gekommen, Herr Dammann?“

„Ja, wie ich reinkam, da saß der Doktor am Tisch und schrieb 'n Rezept. Es war schon zu spät. Er lag in den letzten Zügen ... 'n paar Minuten später ist er denn auch gestorben. Das Mädels ist weg gewesen – das wissen Sie ja! –, und währenddessen ist es geschehen. Als sie wiederkam, hatte er schon keine Luft mehr und rang mit Erstickungsanfällen. Sie stürzt gleich zum Doktor, findet ihn zum Glück auch, und der Doktor – das ist überhaupt eine Seele von Mensch – kommt sofort mit und hat gewiß alles getan, was er konnte. Er hat mir auch das erklärt: In der Nähe dieser fürchterlichen Schußwunde hat sich ein Blutgerinnsel gebildet – Willi hat offenbar 'n Querschläger abgekriegt –“

„Bei welcher Gelegenheit denn?“

„Ja, wenn wir das wüßten! ... Das Mädels ist ja vollständig unzurechnungsfähig. Wir haben sie gefragt und gebeten, alles mögliche versucht, aber sie schreit und heult und schluchzt bloß immer. Und wenn sie was sagen will, ist es nicht zu verstehen!“

„Lassen Sie mich mal ganz allein mit ihr, lieber Kommissar.“

Man schien viel Zutrauen zu dem Journalisten zu haben.

Dammann winkte seinen beiden Untergebenen und verließ mit ihnen das Zimmer. Die drei gingen hinaus zu der alten, fast tauben Frau Briese, die in ihrer Küche saß und beim Eintreten der Beamten erschrak, als sollte sie nun gleich selbst mitgenommen werden.

Der Kommissar beruhigte sie: „Lassen Sie man, Mutterchen, Ihnen tun wir nichts! Sie brauchen es ja nicht gewußt zu haben, daß sich Vogel

bei Ihnen aufhält. Aber sagen Sie uns doch wenigstens, wo er das entsetzliche Ding hergekriegt hat? ... Wissen Sie denn gar nichts?“

Die Alte schüttelte den grauen Kopf: „Ick weeb bloß, det se vorletzte Nacht weg waren, alle beede mit den kleenen Wagen, wo er sich schon ofte gepumpt hat. Und wie se wiederjekommen sind, so um zwee rum, da hat sie 'n die janze Treppe ruff jeschleppt. Konnte ja janich alleene loofen ... ick bin nachher noch runter und habe de Treppe uffjewischt, so voll Blut wa'se.“

Der Kommissar spitzte die Ohren. Er hatte seinen Namen rufen hören.

„Ja, Herr Lerse!“ Und ging schnell hinein in das Sterbezimmer. Die beiden Beamten dicht hinter ihm.

Hans Lerse hatte das Mädchen auf einen Sessel gehoben. Da lag sie mit schlaff herabhängenden Armen, den Kopf über die niedere Lehne zurückgeworfen, ohnmächtig.

„Holen Sie bitte schnell 'n Glas Wasser, Herr Rothe, ja?“

Der Journalist rieb der Bewußtlosen die Gelenke, bis langsam wieder Blut in ihr graubleiches Gesicht strömte.

„Jetzt weiß ich's“, sagte er dabei leise zu dem Kommissar. „Und damit haben wir überhaupt des Rätsels Lösung!“

Der Kommissar machte ein verblüfftes Gesicht. Wie hatte Lerse das so schnell herausbekommen? Kannte er das Mädchen?

Der Journalist beugte sich zum Ohr des Kommissars und flüsterte ein paar Worte.

„Ja“, machte der, „ja? ... Ach, nun verstehe ich! Nu wird mir alles klar!“ Und sich zu dem Assistenten Farland wendend, mit verhaltener Stimme: „Schleich! Der alte Halunke! Der is es gewesen!“

Rothe kam herein und brachte das Wasser. Während sich Lerse bemühte, es dem Mädchen tropfenweise zwischen die Lippen zu gießen, besprachen die drei Beamten sich leise.

„Sehen Sie, wie recht ich hatte, Herr Kommissar!“ triumphierte der Assistent. „Ich hab's Ihnen doch gleich gesagt, da steckt der Schärfer dazwischen! Na, und wer ist es? – Natürlich der alte Schleich, der größte Ganove, der rumläuft.“

Und Farland, ein sehr ruhiger und bedächtiger Mann, sprach es zum zweitenmal aus: „Na, und damit ist, wie mir scheint, dem Rechtsanwalt seine Unschuld bewiesen!“

Der Kommissar nickte: „Ja, Schleich hatte die Schmucksachen von der Streckaus! ... Wenigstens den größten Teil! Und da hat Willi Vogel, um van Geldern zu retten, sich aufgemacht und hat sich den Schmuck geholt. Alles hat er wohl nicht gekriegt, aber doch verschiedenes. Und der alte Schleich, der war damit nicht einverstanden und hat ihm 'n Ding verpaßt, wovon der Willi sich nicht mehr erholen konnte.“

„Die sogenannte Lula“, warf Rothe ein, „is wahrscheinlich die Braut von dem Vieh, das die Streckaus gekillt hat!“

„Es kann schon was Wahres dran sein!“ meinte Dammann. „Wenn das stimmt, liebster Rothe, was Sie heute mittag auf dem Gericht beobachtet haben wollen ... Wahrscheinlich hat das Mädchen, die Luise Ocker, den Schmuck selbst zu Schleich gebracht für ihren Freund ... Und der Freund, ja das scheint mir unsere nächste Aufgabe zu sein, daß wir uns den mal genau ansehen!“

„Bloß dazu müssen wir 'n erst haben!“ wandte Farland ein.

„Allerdings“, nickte der Kommissar, „Sie hätten sich man gleich ankleben sollen an die beiden, Rothe!“

„Aber, Herr Kommissar, das konnte ich doch nicht! Wie der aus dem Zeugenraum ging, der Schwarzhaarige, da wußte ich ja noch gar nicht, was eigentlich gespielt wurde. Das habe ich ja nachher erst drin gesehen im Saal, wie der Vorsitzende den Schmuck auspackte.“

„Sie haben recht! Wir müssen also das Mädchen beobachten, dann werden wir schon auf den Kerl stoßen!“

Hans Lerse wandte sich um. Die Frau vor ihm atmete wieder, und es schien, als zitterten die Lider in den schwarzen Augenhöhlen.

„Da kann ich Ihnen zufällig behilflich sein, meine Herren!“ Lerse verzog komisch den Mund. „Der Kavalier, für den Sie sich interessieren, ist der Fürst Orloff-Bavaridze und wohnte bis vor etlichen Tagen im Europa-Hotel in der Neuen Wilhelmstraße.“

Wieder schauten die Beamten ein wenig verdutzt den Journalisten an.

„Woher wissen Sie denn das?“

„Weil ich die Verpflichtung fühle, mich auch über die Dinge zu orientieren, von denen die Polizei nichts ahnt!“ sagte Lerse mit unechtem Pathos.

„Na, hören Sie mal, nu machen Sie es aber hallwege! Wer kommt denn immer zu mir und will Auskünfte haben und sich Recherchen sparen?“

Lerse sah zu Hilde Hammer hin, die sich in ihrem Sessel aufrichtete und plötzlich, als spräche sie noch aus einem Traum, flüsterte: „Wir müssen hin ... wir müssen hin ... heute abend noch! Morgen ist er bestimmt weg!“

„Wer denn, Hilde?“

Sie dachte nach, suchte mit den Lippen nach dem Namen und schrie plötzlich kreischend: „Schleich, der verfluchte Mörder! Der Hund, der Strolch verdamnte ...!“ Dann fing sie wieder an zu klagen und zu weinen: „Ach, Willi! Du kannst nicht tot sein! Du kannst nicht tot sein! Du kannst doch deine Hilde nicht verlassen!“

Sie stand auf, fiel wieder hin und rutschte auf den Knien zu dem Bett, an dem sie sich hochwand, um sich über den Toten zu werfen und ihn schluchzend und schreiend zu umschlingen.

Die Männer sprachen leise weiter: Man wollte sofort aufbrechen, um den Hehler festzunehmen. Kommissar Dammann entwarf seinen Plan: „Wir vier müssen raus nach der Königsallee. Das Mädchen nehmen wir mit. Wenn sie erst im Wagen sitzt und weiß, wo es hinget, wird sie ganz artig sein. Das andere ergibt sich nachher von selbst! ... Wo steht unser Auto?“

„An der Ecke der Müllerstraße.“

„Holen Sie es! ... Oder Sie brauchen ja bloß aus dem Fenster zu pfeifen ...“ Er schüttelte die Hand: „Nein, lieber nicht, wir wollen hier kein Aufsehen machen! Im Gegenteil, der Alten draußen wird gesagt, wir würden sie in Ruhe lassen, wenn sie reinen Mund hält, keinem Menschen was sagt. Niemand darf vorläufig was davon erfahren, daß Willi Vogel tot ist ... Morgen früh können sie ihn dann abholen.“

Mit einem Ruck flog das Mädchen in die Höhe. Ihre Hände bogen sich zu Krallen. So stand sie vor dem Toten.

„Wer will 'n holen? ... Wer soll 'n holen, meinen Willi? ... Ach, ihr, die Kehle beiß ich euch durch, wenn ihr 'n anfaßt!“

Lerse trat zu ihr. Er klopfte und streichelte sie. „Es nimmt ihn dir ja keiner, deinen Willi, Hilde! Aber erst müssen wir doch raus, seinen Mörder fassen, den alten Schleich!“

„Ja ... ja! Und wenn wir 'n haben“, sie zeigte wie ein Raubtier ihre breiten weißen Zahnreihen; man hätte sie gewiß nicht allein lassen dürfen mit dem Gegenstand ihres Hasses und ihrer Rache.

Aber als der Polizeiwagen vor das Gehöft von Schleich rückte, war da nur ein an die Kette geschlossener, großer, schwarzgrauer, sich wie rasend gebärdender Hund. Und über seiner schadhafte Hütte stand, an die Hausmauer mit Kreide geschrieben, die Bitte: „Füttert den Hund!“

„Na ja“, sagte Lerse, „wir kommen zu spät!“

Schleich hatte wohl sofort nach der Schießerei der vorigen Nacht das Weite gesucht. Das alte Möbelgerümpel konnte er nicht mitnehmen, aber was von Wert war, hatte er anscheinend aufgeladen.

Hilde führte die Beamten gleich zu dem geheimen Versteck. Das Spind war zur Seite gerückt, das Loch im Fußboden gähnte leer im Licht der elektrischen Birne.

„Der Hund!“ murrte Rothe.

Die Männer suchten nun systematisch den Raum nach irgendwelchen Anhaltspunkten ab.

Nach einer Weile stieß Rothe einen Ruf aus. Die anderen eilten zu ihm hin.

Der Kriminalassistent hatte ein hölzernes Kästchen zertrümmert, aus dessen doppeltem Boden eine Anzahl von Fotografien herausfiel.

„Aha, wer ist denn das?“ rief Dammann und hob ein Bild hoch.

„Donnerwetter! Das ist ja die Lula!“

Und der Kommissar ergänzte: „De la Rocca! Nun, einen besseren Beweis konnten wir gar nicht finden für unsere Theorie, daß Fräulein Ocker dem alten Schleich die Schmucksachen gebracht hat ... Sehen Sie: 'ne ganze Gemäldegalerie!“ Er warf die Bilder, zum großen Teil Aktfotos, auf denen Namen und selbst Widmungen standen, wieder in den Holzkasten.

„Jetzt, meine Herren, heißt es: Zuerst ins Präsidium und die Sache dem Dirigenten vortragen! ... Bin gespannt, was der für Augen machen wird ... Aber was machen wir mit dem Mädels da? Die können wir keine Minute aus den Fingern lassen!“

Hilde saß in einem Polsterstuhl, vorgebeugt, die Hände schlaff herunterhängend, teilnahmslos und sichtlich ohne Verständnis für das, was um sie her vorging.

„Ich nehme sie mit mir nach Hause!“ sagte Assistent Farland leise. „Meine Frau, die wünscht sich immer was, was sie bemuttern und pflegen kann ... wo wir doch keine Kinder haben! ... Da ist sie gut aufgehoben, die Hilde!“

Dann saßen die fünf Leute wieder im Wagen und rasten zum Alexanderplatz.

Von einem Kirchturm schlug die Uhr zwei, als Hans Lerse seinen Wagen in der Neuen Wilhelmstraße parkte. Er war seit sieben Uhr morgens unterwegs, an tausend Ecken der Stadt, hatte sich nicht einen Augenblick ausruhen können, nicht einmal richtig gegessen. Er fühlte sich trotzdem nicht müde. Das rapide Tempo seines Berufs und seiner ganzen Lebensweise ließ ihn nicht dazu kommen.

Er ging quer über die Straße, wo die helle Fassade des Europa-Hotels in die Nacht leuchtete. Als er gegen zehn Uhr vom Polizeipräsidium zurückgekommen war, war er rasch nach Hause gefahren und hatte sich in Abenddreß geworfen. Er würde also in den sehr eleganten Gesellschaftsräumen des Hotels nicht auffallen.

In unzähligen Cafés, Bars, Hotels und Klubs war er heute abend schon gewesen, überall hatte er nur hineingesehen, um sofort wieder zu verschwinden.

Er suchte den Fürsten Bavaridze auf seine Weise. Und es wäre ihm am liebsten gewesen, wenn die Kriminalpolizei ganz die Hände davon gelassen hätte. An den Orten, wo Leute wie „Narziß“ verkehrten, war man sehr empfindlich für die äußere Erscheinung eines Besuchers, und ein Kriminalkommissar von durchschnittlichem Format, auch wenn er sich einen Smoking und schwarze Beinkleider anzog, konnte als nicht hingehörig sofort auffallen.

Im Europa-Hotel hatte denn auch, wie Hans Lerse feststellte, schon ein Beamter nach dem Fürsten gefragt, aber zur Antwort bekommen, der Herr wäre gestern nach Dresden abgereist und würde vor morgen nicht zurückerwartet.

Diese Auskunft, die der Hotelportier sicherlich im guten Glauben gegeben hatte, widersprach den Tatsachen. Bavaridze war ja am Vormittag mit Lula de la Rocca im Kriminalgericht gewesen. Er mußte also einen Grund gehabt haben, das Hotel zu wechseln und sich nach Dresden abzumelden. Hatte er etwa Verdacht geschöpft? Hatte Greta Heerström ihn zu auffällig beobachtet? Oder war er am Ende gar von Schleich gewarnt worden?

Während Lerse in die Garderobe ging, seine Sachen abgab und sich ein wenig auffrischte, dachte er daran, daß er noch einmal den

Schlußdienst seiner Zeitung anrufen wollte. Lerse hatte lange geschwankt, ob er nicht doch schon am Morgen etwas von seiner Auffassung der Strafsache van Geldern veröffentlichen sollte ... eine Miniaturbombe, die vor der Neugierde des Publikums platzte und die ganze Affäre noch geheimnisvoller machte. Aber er hatte sich dann doch entschieden, sein Wissen vorläufig für sich zu behalten; denn wichtiger als jede Effekthascherei, jede Zeitungssensation war die Festnahme des Verbrechers und die Erlösung des armen Paulus.

Am Telefon hörte er vom Schlußredakteur, daß in der Gattenmordaffäre nichts Neues vorlag. Die Korrespondenzen hätten ebensowenig etwas gebracht wie die Reporter. Lerse, der diese Sache ganz für sich reserviert hatte, bat noch einmal, man möchte ohne sein Wissen und ohne sein Einverständnis nichts unternehmen.

Dann ging er hinüber in den Speisesaal. Ein großer, in Weiß und Gold gehaltener Raum im Stil des *Ancien régime*. Es waren nicht mehr viele Menschen anwesend.

Lerse ließ sich ein Filetbeefsteak bringen und trank eine Flasche Burgunder dazu. Er sah aus blauen Wölkchen dem Kellner zu, der den Mokka in die kleine Tasse goß, als durch die Drehtür ein auffallendes Paar in den Saal trat.

Der Journalist hatte sich gut in der Gewalt. Er verlor bei der ungewöhnlichen Überraschung nicht das ruhige Gesicht. Immer mit demselben freundlichen und gleichmütigen Ernst blickte er in dem Raum umher, der plötzlich für ihn von brennendem Interesse wurde.

Durch den Mittelgang kam eine hellhaarige Frau, groß, wundervoll gewachsen und mit der Haltung einer Fürstin. Sie war sehr schön und ein wenig zu sehr gemalt ... Für solche Typen schien Orloff-Bavaridze eine Vorliebe zu haben. Er ging einen halben Schritt hinter der Frau her.

Als er an Hans Lerse vorüberging, sah der Journalist wie zufällig empor und fing den Blick des Kaukasiers, der in derselben Sekunde stehenblieb und ihn begrüßte. Die Frau wandte ihren prachtvollen Nacken und sah sich nach dem Begleiter um. Der winkte ihr. Und als sie näher trat, bot der Fürst damit dem Zeitungsmann die beste Gelegenheit, das Paar an seinen Tisch einzuladen.

So saß Hans Lerse eine halbe Minute später dem Manne gegenüber, den er für einen der gefährlichsten Verbrecher hielt.

Der Fürst hatte seine Dame mit jener undeutlichen Namensnennung vorgestellt, wie man sie bei flüchtigen Bekanntschaften anwendet. Dann



wandte der Russe sich überhaupt nicht mehr an sie. Es interessierte ihn anscheinend, mit Lerse zu plaudern. Seine Begleiterin mochte sich mit dem Sekt, den der Kellner eingoß, oder mit dem Konfekt beschäftigen, das sie einer bunten Schachtel entnahm.

Der Russe hatte, daran zweifelte Lerse nicht eine Sekunde, bestimmte Absichten. Er wäre sonst gar nicht an den Tisch gekommen. Aber er gehörte zu den Leuten, die mit großer Geschicklichkeit ihre eigentlichen Ziele zu verstecken verstehen.

„Waren Sie es, der nach mir gefragt hat, Herr Lerse?“

Das gutturale R in des Kaukasiers Aussprache klang so tief und musikalisch, daß Lerse es geradezu gern hörte. Wie er überhaupt die Gegenwart dieses dunkelhaarigen Menschen gar nicht unangenehm empfand. Es war ihm gegeben, ästhetische Gefühle von seinen Gedanken und ihren Resultaten zu trennen.

Lerse bejahte die Frage des Fürsten; er hätte ihn um eine Auskunft bitten wollen. Es gab hundert Klatschgeschichten, nach denen man den Lebemann fragen konnte. Der Fürst ersparte ihm die Wahl.

„Ah, Sie denken an die herrliche Geschichte von der schönen Mara? Die in letzter Zeit so toll spielt, daß sie eines Nachts mit auf das Lastauto steigen mußte, das nach dem Alexanderplatz fuhr.“

„Das wird der kleine Simson übel genommen haben!“ meinte Lerse. „Wie ich den kenne, ruht er nicht eher, bis er dem, der die Razzia auf dem Gewissen hat, eins ausgewischt hat!“

Der Fürst schüttelte den Kopf.

„Herr Simson und Frau von Stavros sind nicht mehr zusammen.“

„Ach! ... Das kann doch erst seit ganz kurzem sein?“

Der Kaukasier nickte.

„Vor drei Tagen“, er lächelte, und als er dabei die Stirnhaut hochschob, schienen die schwarzen Brauen zu flattern, „hat die schöne Frau mit Markwald vom Spiegel – Sie wissen, der kleine Herrenreiter! – mit dem hat sie abends im Blauen Kaninchen hinter dem Vorhang, in einer von den kleinen Nischen, soupiert. Und das hat Herr Simson erfahren.“

Hans Lerse entfuhr, ohne daß er sich dessen recht bewußt wurde, die Frage: „Von wem?“

Der kaukasische Fürst blickte vor sich in sein Sektglas. Die schmalen, sehr roten Lippen zuckten belustigt.

„Erfahren hat es Herr Simson durch mich! Ich halte es für unrecht, wenn eine Frau, die alles und noch mehr von einem Manne nimmt, ihn dafür betrügt. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß eine Frau gehorsam, demütig und wahrheitsliebend sein soll, wenn sie ihre schwache Existenzberechtigung behaupten will!“

Hans Lerse lachte. Aber der Russe wurde um so ernster. „Vielleicht liegt das in meiner Tradition. In den Gebirgen meiner Heimat lebt ein freies, starkes Volk. Die Kaukasier sind Männer; die Frauen sind schön, treu und ergeben. Sie können nicht anders sein, denn der Mann hat die Gewalt über Leben und Tod. Untreue und Widersetzlichkeit bestraft er, wie es ihm gut dünkt.“

Die Frau, die am Tische saß, hörte kaum auf das Gespräch der Herren, vielmehr schien sie die Tangomusik zu interessieren, die aus dem Nebensaal drang. Ihr schönes Gesicht leuchtete vor Lust an der Melodie, und ihre weißen Finger klopften leise den Takt der Musik.

Der Russe wandte seinen Kopf, dessen Haar, glatt anliegend, wie ein Spiegel glänzte. Er sah die Frau an und sagte kalt:

„Es ist schade, daß Sie heute nicht länger Zeit haben für unsere Gesellschaft, Madame ... gestatten Sie, daß ich Sie zur Garderobe begleite?“

Die bestürzte Frau verlor vollkommen die Haltung. Das Blut schoß ihr ins Gesicht wie einem geohrfeigten Kind. Ihr Atem flog. Die Arme wußte im Augenblick gar nicht, wie sie sich benehmen sollte. Endlich versuchte sie ein gequältes Lächeln:

„Ja, bitte, kommen Sie!“

Der Fürst stand auf, ruhig, als habe er sie zum Tanz aufgefordert, reichte ihr den Arm und führte sie bis zur Saaltür. Dort drehte er sich um, noch während die Frau hinausging.

Lerse war empört, aber er überlegte, daß er seiner Entrüstung auch nicht mit einer Silbe Ausdruck geben durfte. Der Russe stand schon wieder am Tisch. Setzte sich und fuhr, als sei überhaupt nichts geschehen, in seiner Erzählung fort:

„Der Abend im Blauen Kaninchen verlief sehr interessant. Ich hatte kaum den Bankier antelefoniert, als Herr Simson mit Mister O'Hara, der wahrscheinlich ein Busenfreund von ihm ist, in dem Kabarett erschien. Es war gar keine Möglichkeit, daß sich die beiden Verliebten noch rasch hätten trennen können. Das Lokal war über und über voll. Sie wissen ja, Herr Lerse, der Saal dort ist nicht sehr groß, und man kann in jeder Ecke

hören, was in der gegenüberliegenden vorgeht. Und der kleine Herr Simson ging gerade auf die Nische zu, in der Frau von Stavros mit ihrem neuen Freund beim Champagner saß. Der Vorhang war weit genug offen, daß der kleine Börsianer eine Handvoll jener bekannten Papierstreifen hineinstecken konnte, die am Kopf den Aufdruck Primawechsel tragen. Die hielt er dem Herrn vom Spiegel unter die Nase und schrie ganz laut: Sie sind ein Wechselfälscher, Herr Baron! Hier, sehen Sie! Ein Betrüger sind Sie! Ein gemeiner Verbrecher!

Herr vom Spiegel stürzte aus der Nische und wollte sich auf seinen Gegner werfen ... da stellte sich Simsons Freund, der Boxmeister O'Hara, vor den kleinen Börsenmann hin, krepelte die Ärmel seines Smokings auf und schob die Manschetten zurück. Diese schlichte Geste eines Preisboxers machte Herrn vom Spiegel in seinem Entschluß wankend.

Er ging in einen der Nebensäle, einen kleinen Raum – Sie kennen ja wohl auch das kleine Zimmerchen in Braun und Rot mit den chinesischen Ampeln? – und der Zufall wollte es, daß ich mich gerade dort aufhielt. Ich wollte einen Brief schreiben oder eine Notiz nachlesen, ich weiß nicht mehr ...

Herr vom Spiegel kam ziemlich schnell herein – ich wußte nicht, was vorhergegangen war, ich hatte im Lärm und Geräusch des überfüllten Lokals nichts verstanden und war ein wenig verwundert, als der Mann vor mir stand. Er war blaß wie ein Handtuch und starrte mich eine Weile an. Dann wandte er sich wortlos ab, ging in die Ecke, wo der kleine Trinktisch steht, und setzte sich auf einen der roten Lackstühle. Da zog er einen Revolver aus der hinteren Beinkleidtasche und legte ihn neben sich.

Er nahm das Portefeuille aus seinem Rock, zählte sein Geld und machte sich Notizen auf einer Visitenkarte.“

„Verzeihung“, unterbrach Hans Lerse, „und das haben Sie alles mit angesehen?“

Der Fürst nickte.

„Ja. Ich hatte nicht das Recht, dem Herrn in sein Vorhaben irgendwie hineinzureden. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß jeder Mensch für seine Taten verantwortlich ist, daß er aber auch dafür ein Recht hat, ganz allein über sich zu bestimmen!“

„Und dann?“ fragte Lerse, den es wie eisiger Windhauch anwehte.

Der Russe sah sein Gegenüber gelassen aus seinen schwarzen Augen an.

„Dann ... hat Herr Markwald vom Spiegel die Pistole an die Schläfe gesetzt, hat richtig und gut gezielt und sich erschossen!“

„Und Sie haben's nicht verhindern können?“

„Ich habe es nicht verhindern wollen, weil ich, wie gesagt, der Überzeugung bin, daß jeder Mann das gute Recht hat, zu sterben, wenn es ihm angebracht erscheint.“

„Seltsam!“ sagte Hans Lerse und gab sich den Anschein, als philosophierte er über dieses schaurige Thema. „Ich glaube, ich könnte das nicht!“

Der Russe hob die Schultern.

„Wenn ein Mann sich einer Frau gegenüber derart hörig macht wie der Rittmeister vom Spiegel, so kann er sich nicht wundern, wenn es einmal zu einem so ... ich möchte sagen: zu einem so unwürdigen Ende mit ihm kommt. Betrachten Sie einmal das Drama, Herr Lerse, das sich jetzt draußen in Moabit im großen Schwurgerichtssaal abspielt. Wir haben da einen ganz ähnlichen Fall ... den Sie ja selbst besser kennen als wir anderen: ein Mann, der sich einem Teufel von Weib verschrieben hat, der sich ein ganzes Jahr lang quälen und martern und in den Dreck treten läßt und dem schließlich nichts übrigbleibt, als – – – diese Frau zu ermorden ... oder ich will mich des Ausdrucks nicht bedienen, denn was heißt in solchem Falle Mord! ... Ein beinahe zu Tode gepeinigter Mann wehrt sich! Er wehrt sich gegen sein Schicksal ... Daß das Schicksal in diesem Fall eine Frau ist, das bleibt rein zufällig und kann am Recht des Mannes, sich zu wehren, nichts ändern. Im Gegenteil! Die Frau muß sterben, weil der gemarterte Mann sich anders von ihr nicht befreien kann ...“

Ist es also doch so, dachte Hans Lerse, daß jeder Verbrecher, sobald er nur kann, von seinem Verbrechen reden muß? Daß er, je nach seinen geistigen Qualitäten, sich mit seiner Schuld und mit seinem Opfer auf eine mehr oder minder philosophische Art auseinandersetzen will? ... Es ist so. Aber ich muß mich beherrschen. Der Bursche hat eine verteufelte Witterung. Ich muß ihm die Überzeugung beibringen, daß er morgen wieder in den Schwurgerichtssaal gehen kann – daß er hingehen muß, um sich die volle Befreiung zu verschaffen von seiner Angst, selbst gerichtet zu werden. Ich muß ihn sicher machen. Und er sagte:

„Sie haben im Grunde vollkommen recht, Fürst. Der arme van Geldern, den ich übrigens tief bedaure, konnte gar nicht anders handeln. Er mußte endlich einmal für all die Schmach, die ihm diese Bestie angetan hat, seine Rache haben! Er mußte Vergeltung üben für die Demütigungen, die er Tag für Tag ertrug. Er mußte – sagen wir es ganz klar – das Gefühl seiner Machtlosigkeit, seiner Minderwertigkeit als Mann in irgendeiner Weise abreagieren ... es durch Vernichtung des Gegenpols austauschen gegen ein Machtgefühl, wie es ein solcher Mensch braucht, um weiterleben zu können!“

Der Russe, dessen bohrenden Spürblick Hans Lerse gut gefühlt hatte, nickte freundlich. Goß Sekt in die Gläser, hob seine Schale an die des Journalisten und stieß klingend an.

„Sehen Sie, Herr Lerse, wir Russen sind philosophische Menschen. Unsere Taten sind manchmal wild und unverständlich, und vielleicht gerade darum müssen wir selbst soviel grübeln. Wir sind nicht so siegessicher wie der deutsche Mensch. Bei uns will sich jeder, gleichviel ob Fürst oder Bauer, klarwerden über das, was in ihm ist, was tief unten auf dem Grunde seiner Seele kauert und lauert in der Finsternis.“

Er hielt inne.

Hallo, alter Freund, dachte Lerse, vergaloppier' dich nicht. Aber der Russe hatte seine Straße schon wieder gefunden: „Wir sind alle Grübler. Ich glaube, der Unterschied ist nur, ob bewußt oder unbewußt. Und wenn wir eines Tages aufwachen und erkennen, worüber wir so lange nachgedacht haben, dann sehen wir, daß wir am Ende sind ... Ich bin es übrigens heute auch, mein lieber Herr Lerse. Ich muß Sie bitten, mich jetzt zu entschuldigen, denn ich bin sehr müde!“

Lerse sah den großen, schlanken Mann in der Drehtür verschwinden.

Er selbst rauchte noch eine Zigarette und überlegte, ob er richtig handelte, daß er den Russen frei davongehen ließ. Er hätte ihn ohne allzu große Schwierigkeiten verhaften lassen können. Aber er kam zu dem Schluß, daß es falsch gewesen wäre. Orloff-Bavaridze mußte im Gerichtssaal selbst vor Zeugen und Publikum, vor dem Forum des großen Schwurgerichts überführt und verhaftet werden. Nur so konnte man Paulus van Geldern seine Ehre zurückgeben.

Hans Lerse zahlte seine Zeche und zündete sich die letzte Zigarette an.

Er war mit dem heutigen Tage zufrieden.

Punkt sieben Uhr in der Frühe stand Lerses Wagen in der Kaiser-Friedrich-Straße vor dem Hause, in dem Greta Heerström wohnte. Der Journalist wollte dem Mädchen keine Gelegenheit und Zeit lassen, Unklugheiten zu begehen. Man mußte sie fest in der Hand halten bis zum Schluß des letzten Aktes in diesem Drama.

Ein Blick in die Morgenblätter – Hans Lerse überflog noch im Bett zehn Zeitungen – hatte ihn beruhigt. Noch keine Zeitung brachte etwas von der neuen Wendung, die die Mordsache hinter den Kulissen genommen hatte. Dann hatte er im Präsidium angerufen und den Kommissar vom Dienst verlangt.

Dammann selbst war am Apparat.

„Haben Sie etwas, lieber Polizeimensch?“

„Nein, Sie Presseemann, nicht das geringste!“

„Sind Sie pünktlich in Moabit, Dammann?“

„Noch früher ... wird er denn dasein?“

„Ich denke doch! ...“

„Na, auf jeden Fall werden wir uns energisch nach ihm umsehen!“

„Ja“, sagte Lerse. Es klang etwas gedehnt. „Im übrigen gibt heute Professor Grolly sein Gutachten ab, was immer interessiert ...“

„Mich nicht! Wilde Männer haben wir auf der Polizei genug. Und darauf kommt's doch raus, wenn die Wissenschaft jeden Halunken für geisteskrank erklärt ...“

„... van Geldern ist jedenfalls zurechnungsfähig!“

Der Kommissar lachte: „Das meine ich auch ... und Sie sind nach wie vor der Ansicht, daß er unschuldig ist?“

Hans Lerse brummte etwas Unverständliches, und Dammann meinte: „Mann, schlafen Sie sich man erst richtig aus, Sie sind noch 'n bißchen von gestern! ... Wiedersehen! ... nachher in Moabit!“

Lerse hingte gern an. Hier war nichts zu holen. Er war ja schon weiter als die Polizei. Was ihn augenblicklich interessierte, war die Rolle der blonden Lula. Daß sie den Schmuck der Streckaus ganz oder wenigstens teilweise zu Schleich hingetragen hatte, daran war kaum zu zweifeln.

Aber sie brauchte ja nicht gewußt zu haben, daß die Stücke aus einem Mordverbrechen und sogar von der getöteten Modistin selbst herrührten. Lula hatte zweifellos Martha Streckaus bei deren Lebzeiten gekannt, hatte sie besucht, vielleicht auch schon damals Kostbarkeiten an sie verkauft. Aber war das ein Beweis für ihre Mitwisserschaft beim Morde selbst? ... Nein! Diese Luise Ocker war so ausgesprochen dumm, daß sie alles glaubte, besonders wenn ein Mann wie der Fürst sie beherrschte. Bavaridze gehörte offenbar zu jenen geheimnisvollen Juwelenräubern, die Jahre und Jahre stehlen und nicht entdeckt werden. Luise Ocker war höchstens drei Monate mit ihm liiert, konnte also für den Mord nicht in Anspruch genommen werden.

Hans Lerse stieg vom Führersitz und eilte die vier Treppen hinauf zur Wohnung der Heerströms. Er hatte schon gefürchtet, daß die Damen noch schlafen würden.

Aber Greta war schon fertig angezogen.

Die Freude über Lerses Kommen stand in ihrem Gesicht.

Sie schüttelte ihm die Hand und war bereit, sofort mitzufahren.

„Ich selbst habe noch nicht gefrühstückt und Sie in Ihrer begreiflichen Aufregung wahrscheinlich auch nicht. Wir wollen in ein Café fahren und das Versäumte in aller Gemächlichkeit nachholen. Vor neun Uhr fängt Hallmann auf keinen Fall an, und wenn wir zwei früher erscheinen und der Knochen, den wir einpflanzen wollen, fällt auf –“

Greta, der wahrhaftig nicht zum Lachen war, blickte den Journalisten belustigt an.

„Das ist 'n Fachausdruck, gnädiges Fräulein. Den Knochen einpflanzen, heißt eigentlich: Verdacht schöpfen und mit der Beobachtung des Verdächtigen beginnen.“

Sie fuhren nach den Linden und frühstückten in einem eleganten Lokal so reichlich, daß sie es den Tag über aushalten konnten.

Als sie wieder in den Wagen steigen wollten, kaufte der Journalist für Greta einen großen Veilchenstrauß, den sie erfreut an ihre Brust steckte.

„Das sind Blumen, die mir immer Glück gebracht haben! ... Es sind mir die liebsten von allen ... ich bin Ihnen wirklich dankbar dafür, lieber Herr Lerse.“

Er lüftete mit komischer Feierlichkeit seinen Hut: „Das wenigste, was ich im Dienst meiner Dame tun konnte!“

Er freute sich, wie es ihm gelang, das Mädchen über die Zeit bis neun Uhr hinwegzubringen.

Hundert Schritt vor dem Portal des Gerichtsgebäudes stieg Greta aus. Sie wollten nicht zusammen in den Gerichtssaal kommen. Als sie eintrat, sprach Lerse eifrig mit Vierklee, und der Anwalt machte, was bei ihm wohl nicht häufig vorkam, erstaunte Augen. Er sah dann zu der eintretenden Greta hin und begrüßte sie mit einem leichten Neigen seines gelben, glatten Kopfes. Das Monokel blitzte wie ein großer Diamant.

Hallmann trat ein mit den beiden Landgerichtsräten, denen die Geschworenen auf dem Fuße folgten.

„Sind die Zeugen vollzählig erschienen, Herr Justizwachtmeister?“

„Jawoll, Herr Landgerichtsdirektor!“

„Dann beginnen wir mit der Vernehmung der Sachverständigen ... Und zwar wollte ich zuerst Herrn Doktor Haller hören, der seinerzeit die Leiche der Ermordeten obduziert hat. Das müssen wir leider hintanstellen, da Doktor Haller eben jetzt ein anderes Gutachten abgibt – auch in einer Mordsache. – – Also darf ich zuerst um Ihr Gutachten bitten, Herr Professor Grolly?“

Der Gutachter nickte und trat vor, legte seine Akten auf das Stehpult vor dem Richtertisch und wollte beginnen.

Da hob Hallmann leicht die Hand: „Einen Augenblick noch, Herr Professor. Ich habe gestern eine kleine prozessuale Unterlassungssünde begangen. Ich habe die Zeugin Luise Ocker – die Zeugin ist doch zur Stelle? ... Fräulein Ocker!“

Die Blonde, die auf der ersten Zeugenbank saß, erhob sich schüchtern und sagte unhörbar: „Hier!“

„Na, warum melden Sie sich denn nicht? Sagen Sie doch laut und deutlich: ja! ... Also ich wollte Ihnen sagen ... treten Sie vor, bitte! Hierher!“

Lula kam an den Gerichtstisch.

„Ich habe es gestern unterlassen, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie ein Zeugenverweigerungsrecht besitzen – wenn Sie nämlich entgegen Ihrer Aussage doch seinerzeit Schmucksachen an die getötete Frau Martha Streckaus verkauft haben und wenn Sie wußten, daß diese Schmucksachen auf verbrecherische Weise erworben waren, in solchem Fall, aber nur dann, sind Sie berechtigt, Ihr Zeugnis zu verweigern, weil Sie fürchten müssen, sich durch Ihre Aussage strafbar zu machen. Und



deshalb frage ich Sie noch einmal, ohne Rücksicht auf Ihre gestrige Bekundung: Wollen Sie bei der Aussage verbleiben, die Sie unter Ihrem Eid gemacht haben?“

Die Blonde sah den Vorsitzenden ratlos an.

„Na, so antworten Sie doch!“

„Ich habe ja gesagt, Herr Vorsitzender.“

„Ich habe nichts gehört ... Also Sie wollen Ihre Aussage von gestern hiermit bestätigen?“ ... Er hob warnend den Finger: „Und Sie sind sich klar, welche Folgen eine falsche eidliche Aussage für Sie haben würde?“

„Ja, Herr Vorsitzender.“

„Na, darum brauchen Sie doch nicht zu weinen!“

„Ich weine ja auch nicht, Herr Vorsitzender ... ich bin nur so empfindlich.“

„Dann setzen Sie sich“, sagte Hallmann gutmütig.

Vier Augenpaare hatten jede Bewegung der Zeugin mit wahrer Inbrunst verfolgt. Und diese vier suchten ununterbrochen den Schwurgerichtssaal nach ein und demselben Menschen ab.

Professor Grolly schlug seine gelbe Mappe auf. Hielt aber, sich umschauend, abermals inne, denn hinter ihm kam Bewegung in die Zuschauer.

Ein großer Herr, von dessen hellem Anzug ein dunkler Kopf mit lackschwarzem Haar grell abstach, war in den Saal getreten, hatte seine Karte an der Tür dem Schupo vorgewiesen und drängte sich nun, ohne Rücksicht auf die Sitzenden, nach vorn zur ersten Reihe hindurch.

Der Vorsitzende sah unwillig hinüber. Aber der Störer hatte schon Platz genommen, und Professor Grolly konnte beginnen.

Er sprach zu seinen Bemühungen, dem Angeklagten innerlich näherzukommen. Diese seien lange Zeit ohne Erfolg geblieben. Van Geldern habe sich ebenso gegen die Zumutung, ein Verbrechen verübt zu haben, wie gegen jede Zumutung eines geistigen Defekts gesträubt. Allmählich wäre er, der Gelehrte, dann vertrauter mit dem Angeschuldigten geworden. Und es hätte sich in der letzten Zeit der Untersuchungshaft ein durchaus freundliches Verhältnis zwischen van Geldern und ihm herausgebildet. Er habe die Verpflichtung gefühlt, den Angeklagten nicht nur einmal, sondern häufiger zu besuchen.

„Körperlich“, meinte der Gelehrte, „habe ich trotz eingehender Untersuchungen nichts an dem Angeklagten feststellen können, was auf irgendeine Anomalie, ein gestörtes Geistes- oder Seelenleben hinwiese. Im Gegenteil: van Geldern ist, abgesehen von seinen Malariaanfällen, der Prototyp der Gesundheit, ebenso körperlich wie geistig. Über seine Erbmasse hat er mir Angaben gemacht, die zuerst Bedenken in mir hervorriefen. Seinen Vater schildert er mit aller Rücksicht als Trinker, und er selbst sagt von sich –“

Der Gutachter wurde unterbrochen. Greta Heerström hatte sich beim Eintritt des Fürsten Bavaridze umgedreht und beobachtet, daß er sich dicht hinter der Balustrade, ganz in der Nähe von Lula de la Rocca, niederließ.

Es war unsäglich schwer, sich nicht fortgesetzt nach ihm umzusehen. Man durfte den Russen jetzt nicht mehr aus den Augen verlieren. Aber Greta saß zu nahe bei Luise Ocker, die ohnehin schon argwöhnisch war. Sie wußte natürlich, wer Greta Heerström war. Und ihre beobachtenden Blicke gestern im Zeugenraum hatten sie mißtrauisch gemacht. Jetzt spürte sie, daß Greta ihrem Geliebten eine merkwürdige, erregte Aufmerksamkeit widmete.

Lula lehnte sich in der Zeugenbank zurück und flüsterte seitwärts über die Schulter ihrem Freunde zu:

„Vorsicht!“

Greta hörte es deutlich. Sie machte eine auffällige Bewegung.

Der Russe zog gerade sein Schnupftuch aus der Hosentasche, als Lulas Warnruf ihn erreichte. Die Bewegung seiner Hand fiel zu heftig aus. Im nächsten Augenblick klirrte etwas auf dem Boden. Greta fuhr zusammen. Sie beugte sich zurück, konnte aber den Gegenstand, der gefallen war, weder sehen noch erreichen. Ein neben dem Kaukasier sitzender Herr hob ihn auf und wollte ihn dem Fürsten übergeben.

In diesem Augenblick warf sich der links neben Lula sitzende Mann – es war der Kriminalassistent Rothe – mit seinem ganzen Körper rückwärts über die Banklehne und griff mit beiden Händen nach der Uhr, die dem schwarzhaarigen Herrn aus der Tasche gefallen war.

Wie ein Stück Wild, dessen Nase die Witterung des Wolfes trifft, war der Fürst von seinem Platz hoch und mit einem gewaltigen Satz mitten zwischen den Zuschauern.

Aber hier fing er sich im Knäuel der entsetzt aufspringenden Menschen. Er riß seine Pistole aus der Brusttasche und zielte auf die

Menge, die schreiend zurückwich. So kam er der hinteren Ausgangstür näher. Einer von den dort postierten Schupos sprang mit Todesverachtung vorwärts. Der Russe schoß. Die Kugel schlug in die Wand. Er schoß wieder und hatte Ladehemmung. Da schleuderte er dem Beamten, der schon die Arme nach ihm ausstreckte, die Waffe ins Gesicht.

Das geschah alles mit rasender Schnelligkeit. Aus dem Hintergrund drängten sich, zwischen Männern und Frauen hindurch, die Schupos vorwärts. Von der Schranke her stürzte der Assistent Rothe auf den Russen. Aber der schlug jetzt mit einem langen Tscherkessendolch um sich, schaffte sich Raum und sprang plötzlich über die Barriere in den Gerichtssaal.

Menschen rannten auf ihn los. Einer hinderte den anderen. Rothe war dicht hinter dem Flüchtigen. Da warf sich der Russe überraschend mit voller Wucht gegen den Justizwachtmeister, der wie ein Ball beiseiteflog. Der Verbrecher riß die Tür auf.

Die Schupos draußen versuchten ihn aufzufangen. Aber der Anprall kam zu plötzlich.

Sie rannten ihm nach. Der Russe kam an die Treppe. Er flog förmlich die Stufen hinauf. Oben sah er sich um. Hinter ihm war die Meute der Verfolger, waren die schrillen Töne der Signalpfeifen. Er floh in das zweite Stockwerk.

Er raste, er lief um sein Leben.

Einer war keuchend dicht hinter ihm.

Er schleuderte seinen Dolch nach ihm. Der Mann schrie auf und blieb zurück.

Der Russe flüchtete den Korridor an den Sälen und Amtszimmern entlang, zur Linken die Marmoralustrade der Treppe. Und wollte hinüber in die verzweigten Gänge des Gerichtsgebäudes. Aber bevor er den anderen Treppenaufgang jenseits des Stiegenhauses erreichte, kamen ihm von drüben im Laufschrift Polizisten mit gespannten Pistolen entgegen.

Er sah keinen Ausweg mehr. Es war das Ende.

Den Bruchteil einer Sekunde stand er still. Dann sprang er mit gewaltigem Satz nach links, schnellte mühelos auf das Marmorgeländer, hob die Arme hoch über den Kopf und schleuderte sich, wie der

Schwimmer vom Turm, mit einem Riesenschwung in die Tiefe des Stiegenhauses.

Ein dumpf donnernder Hall, wie der Schlag einer riesigen Pauke, schütterte durch das weite Gebäude.

Menschen rannten hinab ins Erdgeschoß. Von allen Seiten, aus Kanzleien und Aktenstuben, eilten sie heraus, gestikulierend, laufend, fragend. Die Treppen aufwärts und abwärts stürmten die Neugierigen zur Pforte des großen Schwurgerichtssaals. Die Beamten hatten Mühe, dem Ansturm der Masse standzuhalten, bis es gelang, die Saaltür zu schließen.

Drinne aber hielt der Landgerichtsdirektor die von dem Russen verlorene Uhr, die Goldemail-Uhr der ermordeten Martha Streckaus, in der Hand. Er trat zu dem Angeklagten, den seine Braut schluchzend umschlang, und sagte:

„Herr Rechtsanwalt van Geldern! Wir bitten Sie um Verzeihung im Namen der Gerechtigkeit, deren Diener wir sind!“

\* \* \*